Moderne

Romane des Auslandes

in guten Uebersetzungen.

Band 52.

Enttäuschte Herzen, von **M. E. Braddon.**

In vier Bänden.

Enttäuschte Herzen.

(The Lady's Mile.)

Roman

von

M. E. Braddon.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. Kretzschmar.

Vierter Band.



Berlin, 1868.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Abwärts.

Mr. O'Boyneville erschien auf Cecily's wiederholte Bitte, daß er ihr erlauben möge, in ihre Häuslichkeit und zu ihren Pflichten zurückzukehren, in den ersten Tagen des Februarmonates selbst in Pevenshall. Er brachte natürlich von seinem Standpunkte aus kein geringes Opfer, indem er sich, wenn auch nur auf einige Tage, von den Freuden der Gerichtshöfe losriß; nachdem er aber einmal Westminsterhall den Rücken gekehrt, überließ er sich vollständig den Genüssen des geselligen Verkehrs. Er freute sich über das gesundere Aussehen seiner Gattin, und dankte Mrs. Lobyer auf die herzlichste Weise für die Veränderung, welche ihr Einfluß herbeigeführt.

„Wie angeschmiedet auch ich bei meiner Arbeit sitzen möge, so darfst Du doch nie wieder ein so einsames, ödes Leben führen, liebe Cecily," sagte er.

„Nein, das soll sie auch nicht," rief Florence eifrig. „Im März kommen wir nach London. Mr. Lobyer hat ein Haus in Mortimer Gardens gemiethet — eins jener neuen Häuser, welche die Aussicht über den ganzen Hyde Park beherrschen. Ich gedenke mich furchtbar zu amüsiren, und Cecily muß alle meine Gesellschaften mit besuchen."

Cecily erklärte, daß die Vergnügungen, die sie in Pevenshall genossen, sie wenigstens auf ein Jahr zufriedengestellt; weder Mr. O'Boyneville aber, noch Mrs. Lobyer wollten davon hören, und es ward eine freundschaftliche Uebereinkunft dahin abgeschlossen, daß Cecily nicht gestattet werden könne, sich während der nächstfolgenden Saison in Brunswick Square lebendig zu begraben.

Mr. O'Boyneville blieb drei Tage in Pevenshall, wo er sich so vollständig heimisch machte, wie seine Gewohnheit war sich zu machen, mochte er gehen, wohin er wollte. Es lag in ihm etwas von der Yankeenatur, und es fiel ihm nie ein, sich wegen heimlicher Zweifel in Bezug auf seine eigenen Verdienste befangen oder schüchtern zu fühlen. Wohlbeleibt, munter und gutgelaunt stand er mit dem Rücken an Mr. Lobyer's Kaminsims und brachte durch seine Zungengeläufigkeit Alles zum Schweigen, ohne weiter darnach zu fragen, wem er gefiel oder wen er beleidigte.

Major Gordon dinirte an einem der drei Tage

in Pevenshall und Mr. O'Boyneville attakirte ihn in Bezug auf den letzten Krieg. In den Zeitungen stets gut belesen, schien er mit dem indischen Feldzuge so vertraut zu sein, als ob er ihn selbst mitgemacht hätte.

„Wie stand es nur eigentlich mit jener Affaire bei Allacapudur, wo Sir Tristram Belpier seine Leute die Lanzen unter den linken Arm nehmen und damit abwärts stießen ließ, während sie den Feind überritten? Dieses Niederwerfen der Sikhs und Feuern nach dem Angriff war ein geschickter Zug, aber unsere Leute hatten trotzdem einen heißen Tag. Was meinen Sie übrigens zu Oberst Menkinson's Taktik bei Bundlebad? War jener Angriff der leichten Infanterie ein kluges Manöver oder nicht?" fragte Mr. O'Boyneville.

Von dieser Art war die Conversation während des ganzen Diners. Anfangs war in dem Benehmen des Majors einige Zurückhaltung gegen Lady Cecily's Gatten bemerkbar, unter dem Einfluß indischer Reminiscenzen schmolz aber das Eis allmählich, und ehe noch der Abend zu Ende ging, hatte sich zwischen den beiden Männern eine freundschaftliche Vertraulichkeit herausgebildet.

Der Jurist lud Major Gordon dringend ein, ihn, so oft er nach London käme, zu besuchen, und der Major antwortete in höflicher Weise, ohne sich jedoch zu etwas verbindlich zu machen.

„Sie sind gewissermaßen mit meiner Frau ver-

wandt," sagte Mr. O'Boyneville, „und wir müssen einander daher besser kennen lernen."

An einem der ersten Tage des März setzten Mrs. Lobyer's prachtvolle Equipage und gepuderte Lakaien die stillen Bewohner von Bloomsbury in Erstaunen, und Cecily nahm an der Seite ihrer Freundin Platz, um mit ihr nach der Lady's Mile zu fahren.

Welche Vorliebe sie auch für die einförmige Ruhe ihres eigenen Gesellschaftssalons haben mochte, so war sie doch genöthigt, darauf zu verzichten, denn ihr Gatte und ihre Freundin complottirten miteinander, um sie zu zwingen, sich mit in den angenehmen Strudel des Westends zu stürzen.

Hierzu kam, daß sie sich wirklich zu Florence hingezogen fühlte. Sie war ernstlich besorgt um dieses frivole, flatterhafte Geschöpf, welches von so vielen Versuchungen umringt war und von so geringer moralischer Kraft gestützt ward.

Sir Nugent Evershed hatte eine Wohnung in St. James' Street gemiethet und war sehr häufig in dem neuen Hause in Mortimer Gardens anzutreffen, weshalb Lady Cecily es für ihre Pflicht hielt, doppelt wachsam zu sein.

Mr. Lobyer's Haus in London stand Pevenshall Place an Pracht durchaus nicht nach, ja die Einrichtung war in vielen Beziehungen noch weit kostbarer und eleganter.

„Es ist für Emporkömmlinge immer schlimm, daß sie nicht lange genug leben können, um ihren Reichthum den Geruch der Neuheit verlieren zu sehen," sagte ein altadeliger Aristokrat, nachdem er zum ersten Mal in Mortimer Gardens dinirt. „Die kurze Spanne Lebenszeit gestattet dem Millionär nicht, über die widerliche Frische seiner Besitzthümer hinauszukommen. Er ist einem Arbeitsmann in seinen Sonntagskleidern vergleichbar. Die Sonntagskleider sind immer neu. In einem solchen Hause wie dieses ist das Gepräge des nouveau riche jedem Gegenstand, von der blanken Vergoldung der Zimmerdecken bis auf den makellosen Lack der Briefbeschwerer, aufgedrückt. Zeigen Sie mir die Teppiche eines Mannes, und ich will Ihnen sagen, wie weit sein Stammbaum zurückreicht. Die vieille roche läßt sich nur in seltenen Fällen neu aufpolstern. In Lord Scamander's Hause kann man mit dem Stock ein Loch durch den Teppich stoßen, und wenn Jemand die Fenstervorhänge aufzuziehen versuchte, so würden sie, wie die Draperien eines Hauses in Pompeji, in Asche zusammenbröckeln. Die alte Lady Teucer wird nächstens gerichtlich belangt werden, wenn sie nicht die alten Teppiche von ihren Treppen wegnehmen läßt, denn man läuft jedesmal, wo man sie besucht, Gefahr, den Hals zu brechen. Wenn ich ein Millionär wäre, so würde ich alles mögliche alte Gerümpel zusammenkaufen und mein

Haus damit meubliren, damit ich schwören könnte, ich hätte es von meinem Urgroßvater geerbt, und mein Tafelgeschirr müßte unter der Regierung der Königin Anna oder noch früher gefertigt sein."

Mr. Lobyer für seine Person war es jedoch höchst gleichgültig, was seine Gäste von ihm sprachen oder dachten. In London hatten, ebenso wie in Yorkshire, die Sorgen des Speculanten sich seiner bemächtigt.

Jener nimmer sterbende Wurm, der den reichen Mann quält, welcher niemals weiß, wann er Geld genug verdient hat, und der fortwährend sich aller nur möglichen Mittel bedient, um noch mehr zu erwerben, wohnte in Mr. Lobyer's Brust, und für einen solchen Mann haben die frivolen Vergnügungen, welche gewöhnlichen Menschen Zerstreuung gewähren, sehr wenig Reiz.

In London wie in Yorkshire hatte Mr. Lobyer seine eigenen Amüsements und seine eigenen Umgangsfreunde, während er es seiner Gattin überließ, sich nach ihrer eigenen Weise und unter den Bekannten, die sie sich selbst gewählt, zu amüsiren.

Cecily empfand mit dem hülflosen jungen Wesen, welches unter all' diesem Glanz so einsam und unter so vielen Freunden doch freundlos dastand, das innigste Mitleid.

„Aber was bin ich, daß ich der armen Unglücklichen Trost oder Schutz zu gewähren vermöchte?"

dachte Mr. O'Boyneville's Gattin bei sich selbst." Wer könnte schwächer sein, als ich beim ersten Klange **seiner** Stimme war? Wer könnte sich gewissenloser an die Erinnerung der Vergangenheit anklammern, als ich gethan, seitdem ich **ihn** wiedergesehen?"

Auf den Wunsch ihres Gatten suchte sie wieder die Gesellschaft ihrer alten Bekannten. Die Saison war eine sehr glänzende, und Cecily ging zwei oder dreimal wöchentlich aus — zuweilen mit ihrer Tante, sehr oft mit Florence, manchmal auch, obschon sehr selten, mit ihrem Gatten.

Er wünschte, daß sie sich amüsire, und sie gehorchte ihm — anfangs mit Widerstreben, allmählich aber mit einem Genuß, der mit dem Pflichtgefühl in Widerspruch stand.

Die Worte, welche Ruth zu Naëmi spricht, enthalten die Quintessenz der Pflichten eines Weibes; Cecily hatte aber schon die Hoffnung aufgegeben, ihre Pflicht in solchem Geiste zu thun. Das Volk ihres Gatten war nicht ihr Volk, seine Heimath war nicht ihre Heimath. Hätte sie ihren eigenen Weg gehen dürfen, so würde sie den Buchstaben ihrer Pflicht beobachtet haben und der Geist wäre ihr vielleicht mit der Zeit gekommen. Ihr Leben schien aber einem gewissen Verhängniß verfallen zu sein, und die Hand, welche sie innerhalb des ruhigen Umkreises ihrer Pflicht

hätte halten sollen, stieß sie erbarmungslos, wenn auch in der besten Absicht, in die Welt hinaus.

Im April kam Hector Gordon nach London und Lady Cecily begegnete ihm sehr oft. Es gab so viele Orte, an welchen sie einander sehen konnten, und sie sahen einander fortwährend, obschon der Major keinen Besuch in Mr. O'Boyneville's Hause abstattete, weshalb dieser ihn für einen dünkelhaften Gecken erklärte, der sich nur in einem unfashionablen Stadttheil nicht sehen lassen wolle, weil er glaube, sein Ruf könne dadurch gefährdet werden.

Lady Cecily und Hector sahen einander also sehr oft. Die eisige Zurückhaltung. womit sie einander anredeten, schien anfangs eine Schranke zu sein, die eben so wenig überstiegen als beseitigt werden könnte, allmählich aber thauete dieses Eis hinweg. Irgend eine zufällige Anspielung auf die Vergangenheit, auf ein Buch, welches man in Fortinbras gelesen, auf einen Gegenstand, den man in jenen müssigen Herbsttagen besprochen, stellte mit einem Male einen gewissen Grad der alten Vertraulichkeit wieder her, so wie dieselbe gewesen, ehe die Gewitterwolke der Leidenschaft die heitere Ruhe ihrer Freundschaft getrübt hatte.

Mrs. Mac Claverhouse freute sich, ihren Neffen wieder bei sich zu haben, und er besuchte sie, so oft es ihm beliebte. Vielleicht war es nur Zufall, daß

er sich gewöhnlich dann einfand, wenn auch Lady Cecily bei ihrer Tante war; diese letztere aber war viel zu frivol und durch ihre eigenen Vergnügungen und Interessen viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich durch diesen Umstand hätte beunruhigen lassen.

Sie liebte Hector sehr, und sie wußte, daß seine Rückkehr nach England ihr Vieles gebracht, was ihrem Herzen theuer war.

Abgesehen von seinem gewöhnlichen Tribut in Gestalt von indischen Shawls und künstlichen Elfenbeinarbeiten, brachte der Major seiner Tante noch so manches andere materielle und nützliche Opfer. Er bat sie, ihren erschöpften Keller von den Vorräthen seines Weinhändlers wieder zu füllen, und strich selbst die ausgewählteren Jahrgänge auf dem Preiscourant mit seinem Bleistift an.

Außerdem schenkte er seiner Tante, damit sie nicht mehr in der gespenstischen Equipage zu fahren brauchte, einen eleganten Landauer und trug so durch seine Freigebigkeit auf verschiedene Weise zum Comfort der alten Dame bei.

„Er bringt Sonnenschein überall, wohin er auch gehen mag," sagte die unvorsichtige Mrs. Mac Claverhouse. „Und wenn man bedenkt, daß er jetzt Wittwer ist und daß sämmtliche junge Damen in London ihr Netz nach ihm auswarfen! O Cecily,

Cecily, wie schade, daß Du Dich so übereiltest und diesen großen, dicken, plärrenden Juristen heirathetest."

Dies war der grausamste Streich, welchen Mrs. Mac Claverhouse jemals ihrer Nichte versetzt. Cecily's vorwurfsvoller Blick verfehlte auch nicht, in ihr ein gewisses Gefühl von Beschämung zu erwecken.

„Ich weiß wohl, daß ich Mr. O'Bonneville erst Muth machte," sagte sie, „und er ist auch wirklich ein ganz vortrefflicher Mann, der sich in leidlich guten Umständen befindet. Dennoch aber ist es schade, Cecily, daß Du nicht gewartet hast. Indessen, eine Schuld läßt sich in dieser Beziehung Niemandem aufbürden, denn wer hätte denken können, daß Hector's armes kleines Frauchen so bald sterben würde."

„Sprich nicht so, Tantchen," antwortete Cecily hastig. „Mein Gatte ist gut und edel, und ich lebe sehr glücklich mit ihm."

Diese letzte Erklärung war erlogen, und — was noch schlimmer war — Cecily wußte dies auch. Sie glaubte aber, es sei nichtsdestoweniger ihre Pflicht, es zu sagen, und sie hoffte vielleicht, daß es, wenn sie es recht oft sagte, mit der Zeit wahr würde.

An welchem Punkte wich der Pfad, den sie wandelte, von der geraden Richtung ab und ward ein krummer und verhängnißvoller Weg, der, sie wußte nicht wohin führte? Lady Cecily wußte nicht, wann ihr Fuß zuerst die unsichtbare Grenzlinie zwischen

Recht und Unrecht überschritt; wohl aber wußte sie, daß eine Zeit kam, wo ihre Augen dem redlichen Blick ihres Gatten mit einem Ausdruck begegneten, der nicht ganz frei von Furcht war, und wo in seiner Gegenwart ein unklares Gefühl von Reue sie bedrückte.

Ehe noch die Saison vorüber war, standen Cecily und Hector wieder auf dem alten Fuße mit einander. Der Major hatte in dieser ganzen Zeit kein Wort geäußert, an welchem selbst der eifersüchtigste Ehemann hätte Anstoß nehmen können. Die Freundschaft eines Mannes und einer Frau aber, welche zu einer gewissen Zeit ihres Lebens einander mehr als Freunde gewesen sind, artet sehr leicht in eine gefährliche Freundschaft aus.

In dem Strudel des Gesellschaftslebens hatte Cecily keine Zeit zur Selbstprüfung, selbst wenn das menschliche Gemüth geneigt wäre, sich mit Selbstprüfung zu beschäftigen. Wenn sie unrecht handelte, wenn sie die unsichtbare Grenzlinie überschritten, so verschloß sie doch dieser Thatsache ihr Auge und wollte nicht an jene verborgenen Gefahren denken, welchen sie entgegentrieb.

Wenn die Tage, an welchen sie Hector Gordon traf, ihr sehr angenehm waren, so täuschte sie sich durch den Gedanken, daß ihr Vergnügen seinen Grund in anderen Ursachen habe, als in seiner Anwesenheit. Was

war er weiter als ein Atom in der Menge? Und da Frauen bekanntlich keine Logik haben, so nahm Cecily sich nicht die Mühe, sich zu fragen, weshalb ihr die Menge ohne ihn so langweilig und schaal vorkam.

Die Gefahr ihrer Freundin Florence sah sie recht wohl, denn diese Gefahr war offenkundig und einleuchtend. Für eine junge verheirathete Frau ist es unmöglich, eine Liebelei mit einem der hervorragendsten heirathsfähigen Männer der Saison längere Zeit unbemerkt und ohne verlästert zu werden, fortzusetzen. Florence aber machte sich nichts daraus, wenn sie ein wenig verlästert ward. Im Gegentheile, die verstohlenen Blicke alter klatschsüchtiger Wittwen und das Geflüster verblüheter Schönheiten gab ihrem Leben einen neuen Reiz.

„All' Dein Reden nützt Dir nichts, Cecily," sagte sie, als ihre Freundin ihr Vorstellungen machte. „Du weißt, daß ich mir aus Sir Nugent Evershed ungefähr eben so viel mache wie aus diesem Sonnenschirm; aber es giebt mir einen gewissen Ton, wenn er sich in Aufmerksamkeiten gegen mich erschöpft. Er führt mir Leute zu, welche sich durch Mr. Lobyer's Geld niemals verlocken lassen würden, meine Schwelle zu überschreiten, und ich wäre ohne ihn verloren."

„Wenn Dein Vater aber ein einziges boshaftes Wort über Dich hörte —"

„Meine liebe, gute Cecily, dergleichen Dinge bekommt ein Vater niemals zu hören. Wenn ich morgen einen Mord beginge, so möchte ich wohl wissen, wer meinem Vater etwas davon sagte! Wenn er es nicht in den Zeitungen lese, so könnte es leicht geschehen, daß er in glücklicher Unbekanntschaft mit meinem Verbrechen in's Grab sänke. Und nachdem ich gehängt worden wäre, würden seine Bekannten die Köpfe schütteln und sagen: „Schade, daß sie an jenem beklagenswerthen Halsübel sterben mußte! Sie war so jung, so liebenswürdig; ich hatte ihr aber wiederholt gesagt, daß mit dem Halse nicht zu spaßen sei — und so weiter."

Zwischen Florence Lobyer und Major Gordon entwickelte sich ein sehr cordiales Verhältniß. Er war ebenso wie Sir Nugent im Stande, ihr „nette Leute" zuzuführen, und sich mit solchen Personen zu umgeben, war jetzt ihr höchster Ehrgeiz. Aller Glanz dieses Lebens, der sich mit Geld erkaufen läßt, gehörte ihr und sie hatte jetzt blos für ihre brillanten Salons wünschenswerthe Gäste ausfindig zu machen, die neuesten fashionablen Löwen, um von ihnen die bei ihr versammelte zahlreiche Gesellschaft anbrüllen zu lassen.

Sobald als Aladdin sein Rok-Ei aufgehängt hat, beginnt er seine Lockspeise für die Elite der Stadt auszustreuen, und wird sich elend fühlen, wenn man

sich des Handwerks seines Vaters erinnert und sich im Besuche seiner Gesellschaften saumselig zeigt.

Hector Gordon kannte die gebildetsten und hervorragendsten Militärs in London und wußte sie für Mrs. Lobyer's Gesellschaftsabende zu gewinnen. Florence's Dankbarkeit kannte keine Grenzen, und ihr lieber Major Gordon konnte nicht oft genug in Mortimer Gardens erscheinen.

„Nächsten September müssen Sie uns wieder in Pevenshall besuchen," sagte sie. „Ich glaube, in den Wäldern dort wimmelt es von Hasen und Fasanen, und Sie sollen so viel Gäste mitbringen, als Ihnen beliebt. Die gute Mrs. Mac Claverhouse muß auch kommen und Cecily natürlich ebenfalls. Den Continent werden wir dieses Jahr nicht besuchen. Ich könnte nicht abermals einen ganzen Herbst lang Gemäldegalerien und Kathedralen in Augenschein nehmen, ohne den Zustand meines Gehirns zu gefährden."

Während Florence auf diese Weise den Kreis ihrer Bekannten erweiterte und in Bezug auf Glanz und Zahl ihrer Gesellschaften mit Frauen ersten Ranges wetteiferte, ging William Crawford ruhig seinen Weg und hielt sich von Mortimer Gardens und dem dort strahlenden Emporkömmlingsglanze fern.

Seine „Dido" war ein unbestrittener Erfolg, und Florence empfing die Glückwünsche ihrer artistischen Bekannten zu dem Triumph ihres Vaters.

Auch noch ein zweiter Erfolg machte in dieser Saison von sich reden, ein Erfolg, den Florence mit einem Gemisch von Freude, Scham und Stolz vernahm. Es handelte sich dabei um das Werk eines jungen Landschaftsmalers, Namens Foley, dessen „Sonnenuntergang an der Donau" ihn mit einem Male auf einen ziemlich hohen Platz in den Reihen junger Maler emporgehoben hatte.

Florence ging, das Gemälde anzusehen, und fühlte sich wehmüthig gestimmt, während sie an ihren alten Anbeter dachte. Es waren auch noch zwei kleine Bilder von derselben Hand da, welche tief unter größeren Sujets hingen, und da sie dieselben am letzten Tage der Ausstellung noch unverkauft fand, so erwarb sie dieselben für Pevenshall. Aus einem unbekannten Grunde wünschte sie jedoch nicht, daß ihr eigener Name dabei figurire, und sie beauftragte deshalb Sir Nugent, ihr die Bilder zu kaufen.

Sowie die Saison vorrückte, verlebte Cecily einen immer größeren Theil der Zeit außerhalb ihrer Häuslichkeit. Wenn sie es auch möglich machte, drei- oder viermal wöchentlich zu Hause zu diniren, so verbrachte sie doch ihre Vormittage gewöhnlich bei einem fashionablen Amüsement und ihre Abende wurden abermals einer fashionablen Gesellschaft gewidmet.

Florence hatte im Covent-Garden-Theater ihre erste Rangloge, fühlte sich aber darin nie glücklich,

wenn nicht ihre theure Cecily sie begleitete, um jede neue Oper zu hören und jedes Debüt zu kritisiren. Wenn daher nichts Anderes auf dem Tapet war, so war stets die Oper da, und es schien, als ob Cecily niemals wieder ihre Abende zu Hause verbringen würde.

Was kam aber weiter darauf an? Mr. O'Boyneville hatte nach Tische sein Schläfchen und seine Zeitungen und dann seinen langen Abend in der Abgeschlossenheit seines Arbeitszimmers. Sein Thee ward ihm von dem ehrerbietigen Putkin, anstatt von den weißen Händen seiner Gattin gebracht, und abgesehen hiervon mußte Lady Cecily's Abwesenheit oder Gegenwart ihm einerlei sein.

So folgerte Cecily, wenn ihr Gewissen ihr in Bezug auf ihre fortwährenden Vergnügungen Vorwürfe machte. Natürlich hatte sie keine Ahnung von jenem unklaren Gefühl von Befriedigung, welches der Jurist, selbst während er schlief, in der Nähe seiner jungen Gattin empfunden. Und war er nicht stets der Erste, der sie drängte, jede verlockende Einladung anzunehmen?

„Amüsire Dich, so viel Du kannst, so lange die Saison dauert, liebe Cecily," sagte er, „und mache Dir um meinetwillen keine Sorge. In einigen Jahren werde ich die Zukunft sicher gemacht und genug erworben haben. Dann bekommst Du ein Haus im Westend und ich werde dann das Leben mit Dir genießen.

In der Oper traf Cecily stets mit Hector Gordon zusammen. Er erfreute sich des Vorrechts, sich in Mrs. Lobyer's Loge einfinden zu dürfen, und machte von diesem Vorrecht sehr häufigen Gebrauch. Auch kam er nicht blos auf einige Minuten in den Zwischenacten, um höfliche Gemeinplätze zu murmeln; er kehrte vielmehr gar nicht wieder auf seinen Sperrsitz zurück, sondern nahm seinen Platz hinter Cecily's Stuhl ein.

Eines Abends, als Sir Nugent Evershed neben Mrs. Lobyer saß und beide mit ihrer eigenen Conversation zu eifrig beschäftigt waren, um auf ihre Nachbarn zu achten, sprach Hector Gordon zum ersten Mal von jener unvergeßlichen Unterredung in Fortinbras. Die eisige Schranke, welche sie anfangs getrennt, war schon längst hinweggeschmolzen. Eine gefährliche Freundschaft hatte sich zwischen ihnen entwickelt, aber noch war kein verhängnißvolles Wort über Cecily's Lippen gekommen, noch hatte sie sich keiner wirklichen Uebertretung ihrer Pflicht schuldig gemacht.

Ihre Sünde hatte bis jetzt darin bestanden, daß sie ihr Auge vorsätzlich den Gefahren einer solchen Freundschaft verschlossen, daß sie sich hartnäckig geweigert, den Abgrund zu sehen, dessen Rand ihr irrender Tritt sich immer mehr näherte. Sie hatte Hector so innig geliebt, sie liebte ihn noch und sein Um-

gang war ihr so süß. Diesen Zauber konnte sie nicht aus ihrem Leben hinwegbannen. Dieses Jahr zum ersten Male seit jenen Tagen in Fortinbras hatte sie vollständiges Glück empfunden — gefährliches, verhängnißvolles Glück, vielleicht aber doch jenen kurzen Rausch vollkommener Freude, der jeden Gedanken an die Zukunft ausschließt.

Wenn sie aber bis heute Abend unbewußt gesündigt, so mußte sie hinfort mit vollem Bewußtsein ihrer Strafbarkeit sündigen, denn heute Abend ward der dünne Schleier einer angeblichen Freundschaft zerrissen und Hector Gordon sprach zu ihr, wie er nicht das Recht hatte, zu dem Weibe eines andern Mannes zu sprechen.

Die Conversation entwickelte sich aus einem jener zufälligen Gemeinplätze, aus welchen dergleichen Conversationen sich gewöhnlich entwickeln. Sie begann während eines geräuschvollen Chors der „Hugenotten." Der Major hatte Cecily's Bouquet von weißen Azalien bewundert. Während er sich über die Blumen neigte, versuchte er eine derselben herauszuziehen, Cecily aber nahm ihm das Bouquet aus der Hand.

„Sie werden es verderben," sagte sie. „Diese zarten Blumen wollen sorglich bewahrt sein."

„Also selbst dies verweigern Sie mir?" entgegnete er. „Wissen Sie, daß ich kein Land, keine Zeile, kein

Buch, keine Blume, kurz auch nicht den geringsten Gegenstand besitze, der Ihnen gehört hat?"

Sie versuchte ihn muthig anzusehen, das schuldbewußte Pochen ihres Herzens aber sagte ihr, wie schwach sie war, und sie schlug vor seinem Blick die Augen nieder — denselben Blick, dessen sie sich von Fortinbras her erinnerte, der aber damals leidenschaftlicher und weniger traurig gewesen.

„Was hat dies weiter zu sagen?" fragte sie. „Warum sollten Sie etwas von mir zu besitzen wünschen?"

Er gab keine Antwort auf ihre Frage, sondern fuhr in vorwurfsvollem Tone fort:

„Und jetzt, wo ich ein Andenken an diesen Abend mitzunehmen wünsche — vielleicht den letzten Abend, den ich in Ihrer Gesellschaft zubringe, verweigern Sie mir selbst eine Blume — eine Blume, die Ihre Hand berührt hat!"

„Den letzten Abend?" fragte Cecily.

„Ja, aller Wahrscheinlichkeit nach den letzten. Die Zeiten sind jetzt nicht darnach, daß der Soldat sich lange in Ruhe pflegen könne. Wir sollen nach Japan gehen und werden London deshalb schon in einigen Tagen verlassen, um eingeschifft zu werden."

„Und Sie gehen auch mit nach Japan?"

„Natürlich, wo mein Regiment hingeht, da gehe ich auch hin. Thut es Ihnen leid, daß ich fortgehe?

O Cecily, ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir, thut es Ihnen leid?"

„Ja, es thut mir sehr leid."

Gern hätte sie die Worte schon im Augenblick, nachdem sie gesprochen waren, zurückgenommen, aber es war zu spät. Der Soldat neigte sich im Schatten des Logenvorhangs zu ihr herüber und seine Hand umschloß die ihrige. Sie entzog sie ihm mit entrüsteter Miene, konnte aber, da Florence und Sir Nugent so in unmittelbarer Nähe waren, ihrer Entrüstung nicht offene Worte leihen.

„Es thut mir leid um meiner Tante willen," sagte sie, „denn für mich persönlich kann Ihre Abreise keinen großen Unterschied machen. Wenn Ihr Regiment nicht nach Japan beordert wäre, so würde es vielleicht nach Manchester, nach Edinburg, nach York oder nach Dublin verlegt werden und Sie wären in Manchester für mich eben so fern, als Sie in Japan sein können."

„Glauben Sie, daß die Entfernung zwischen London und Manchester mich von Ihnen trennen würde, Cecily? Glauben Sie, daß irgend eine Entfernung, selbst die weiteste, die es auf dieser Welt geben kann — mich von Ihnen trennen würde, wenn — Aber Sie sprechen zu mir, als ob ich der allergewöhnlichste Bekannte Ihres Gesellschaftskreises wäre. Sie sind stets grausam gegen mich gewesen — grausam heute

Abend, grausam in Fortinbras — kalt und grausam. Sie glaubten, was sie thäten, sei zum Besten, aber es war nicht zum Besten, und wenn Sie mich geliebt hätten, so hätten Sie es sicherlich nicht gethan. Ich versuchte meine Pflicht zu thun, war aber mit jener armen Frau niemals wirklich glücklich. Ich war niemals wirklich glücklich mit ihr, obschon mir ihr frühzeitiger Tod sehr zu Herzen ging. Ich war blos resignirt. Und dann kam ich nach England zurück und fand Sie an einen Mann vermählt, der durchaus nicht für Sie paßt —"

„Major Gordon," rief Cecily, „es ist feig von Ihnen, so zu mir zu sprechen, während Sie wissen, daß es nicht in meiner Macht steht, Ihnen zu antworten. Wollen Sie, daß ich aufstehe und mich entferne, um nur von Ihnen hinwegzukommen?"

Alles dies ward mit halbflüsternder Stimme und unter dem Trompetengeschmetter und Paukenwirbel des Orchesters gesagt.

„Cecily, ich habe ein Recht, zu Ihnen zu sprechen — das Recht, welches mir in Folge des Unrechtes zusteht, das Sie mir zugefügt. Mein Leben lag an jenem Tage in Fortinbras in Ihrer Hand. Wenn Sie mich geliebt hätten, so hätten Sie mir ganz gewiß beigestanden, das Band zu lösen, welches mir so drückend geworden. Ein Wort von Ihnen an jenem Tage würde mich gerettet haben. Ich hätte

ganz offen und ehrlich an das arme Mädchen geschrieben, ihr die ganze Wahrheit mitgetheilt, und ich weiß, daß sie zu edelmüthig gewesen wäre, mir mein Wort nicht zurückzugeben. Es ist für eine Frau, welche nicht weiß, was Liebe heißt, sehr leicht, in beredter Weise über Ehre und Pflicht zu predigen —"

„Major Gordon!"

„Wenn Sie mich geliebt hätten, so würden Sie nicht so bald, nachdem ich England verlassen, geheirathet haben. Wenn Sie mich geliebt hätten, so wären Sie meinem Andenken noch ein wenig länger treu geblieben."

„Sie sind grausam!" rief Cecily.

Sie wendete sich, indem sie dies sagte, nach ihm herum — vorher hatte sie mit von ihm abgewendeten Gesicht ihre Augen auf die Bühne geheftet — und er sah, daß ihre Augen in Thränen schwammen.

„Cecily!" rief er leidenschaftlich, „Sie haben geweint. Sagen Sie mir, daß Sie mich an jenem Tage liebten, gestehen Sie, daß Sie mich noch jetzt lieben, und ich will Sie nie wieder quälen. Sagen Sie mir blos, daß Sie mich lieben, und ich gehe nach Japan, und Sie sollen mein Antlitz nie wiedersehen."

„Sie wissen, daß ich Sie liebe."

Der Vorhang fiel über Valentinens Leidenschaft und Verzweiflung, aber Leidenschaft und Verzweiflung herrschten nicht blos auf der Bühne.

Cecily erhob sich rasch und wickelte sich in ihren Theatermantel.

„Wollen Sie Jemanden nach meinem Wagen schicken, Major Gordon?"

„Du willst doch nicht fort, Cecily?" rief Florence. „Es ist ja heute Gesellschaft bei Mrs. Hetherington, wie Du weißt. Du versprachst mir, mitzugehen."

„Ich kann heute Abend nirgend weiter hingehen, liebe Freundin. Ich habe entsetzliches Kopfweh von der Hitze und der Musik."

„Ja, das ist Meyerbeer's Schattenseite. Seine Musik ist herrlich, aber man bekommt sehr leicht Kopfweh davon. Wenn ein Orchester unter Costa's Leitung einen Fehler haben könnte, so sollte ich meinen, die Trompeten wären heute Abend etwas zu stark darin vertreten. Du kannst also wirklich nicht mit zu Mrs. Hetherington gehen? — Dann können Sie meinen Wagen auch gleich bestellen, Sir Nugent, wenn Sie wollen. Ich werde den letzten Act nicht abwarten."

Die beiden Freundinnen verließen, von Sir Nugent und dem Major begleitet, das Theater. Hector half Cecily in ihren Brougham steigen, und indem er ihr gute Nacht wünschte, neigte er den Kopf über das Wagenfenster und küßte die beschuhte Hand, welche in der seinen ruhete.

„Gott behüte Sie!“ sagte er. „Gott behüte Sie! Leben Sie wohl!“

Sie sah ihn, während ihr Wagen davonrollte, mit entblößtem Haupte unter dem Porticus stehen, und sie glaubte, sie habe seine Stimme zum letzten Male gehört und sein Gesicht zum letzten Mal gesehen.

„Kann ich wohl wieder nach Hause gehen?“ fragte sie sich selbst. „Kann ich wohl nach dem, was ich heute Abend angehört, nach Hause gehen und meinem Gatten in's Gesicht sehen?“

Und nun begann sie sich weiter zu fragen, ob es in der That möglich sei, daß sie nun der Zahl jener falschen, gewissenlosen Frauen angehöre, deren Leben ein schmachvolles Geheimniß ist, welches dem Blick ihrer nichts ahnenden Gatten entzogen werden muß.

Sie erinnerte sich der Frauen, welchen sie in der Gesellschaft begegnet war, der Frauen, deren Sünden man argwöhnte, aber noch nicht entlarvt hatte, der Frauen, welche eine ungreifbare Wolke umschwebte, die aber trotzdem, sicher im Bewußtsein ihrer Schönheit, oder ihres Ranges, oder ihres Witzes, der Welt keck entgegentraten und der Menschheit Trotz boten.

Solche Frauen hatte Cecily kennen gelernt und mit jener krankhaften Neugier betrachtet, welche alle socialen Geheimnisse einflößen. Heute Abend aber dachte sie mit schauderndem Entsetzen an sie.

„Werde ich auch jemals darunter gerechnet wer-



den?" fragte sie sich selbst, „oder kann ich mich hinfort noch als etwas Besseres betrachten? Ich habe einen Mann von seiner Liebe zu mir sprechen lassen; ich habe selbst meine eigene, wahnsinnige Thorheit bekannt. Aber er wird fortgehen. Gott sei Dank dafür! — Er wird fortgehen, und ich will versuchen, die Thorheit und Ruchlosigkeit dieses Jahres zu vergessen."

Sie lehnte sich, die gefalteten Hände auf den Knieen ruhen lassend, in eine Ecke ihres Wagens zurück. Konnte es wohl ein seltsameres Bild geben als dieses — das Bild einer Frau, welche in der feinsten Toilette in ihrem eleganten Wagen saß und inbrünstig zum Himmel emporflehete, daß er ihr Kraft geben möge, der Sünde zu entrinnen.

Aber selbst während sie noch betete, erfüllte der Gedanke, daß Hector Gordon wirklich England verlassen werde, ihre Seele mit dumpfer Verzweiflung. Sie sollte ihn niemals wiedersehen. Der süße Rausch der schönen Sommerzeit war zu Ende, und auf den kurzen Traum folgte die ganze Bitterkeit des Erwachens.

„Warum mußte er heute Abend so mit mir sprechen, wie er that!" dachte sie. „Wir waren so glücklich, und wenn unser Glück ein sündiges war, so war ich mir doch der Sünde nicht bewußt. Von nun an aber kann ich sein Antlitz nicht wieder sehen und seine

Stimme nicht wieder hören, ohne mich eines vorsätzlichen Verraths an meinem Gatten schuldig zu machen.

Während der Woche, die auf diesen Abend in der Oper folgte, zog Lady Cecily sich gänzlich von jenem frivolen Cirkel zurück, in welchem Mrs. Lobyer die Oberherrschaft führte. Vergebens schickte die arme Florence einen ihrer riesigen Lakaien Tag für Tag mit kleinen parfümirten, bittenden oder vorwurfsvollen Billets nach Brunswick Square. Cecily zog sich in ihr dunkles Hinterzimmer zurück, wie in eine Festung, und weigerte sich, dem Andringen des Feindes nachzugeben. Sie entschuldigte sich mit nervösem Kopfweh und mit einer allgemeinen Abneigung gegen alle Gesellschaft überhaupt, während sie zugleich Mrs. Lobyer inständig bitten ließ, sie nicht zu besuchen, da sie vor allen Dingen der Ruhe bedürfe.

„In einigen Tagen werde ich ohne Zweifel im Stande sein, zu Dir zu kommen, theure Freundin. Mittlerweile mache Dir meinetwegen keine Sorge. Ich weiß, auf wie vielfältige Weise Du in Anspruch genommen bist, und ich bitte Dich, Deinen gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen, ohne weiter an mich zu denken," schrieb sie, während der riesige Lakai in der Hausflur wartete und sich über die Sitten und Gewohnheiten des treuen Putkin wunderte.

„Solche Kerle verdienen nicht, daß sie in der

Haut hängen," sagte er, als er wieder nach Hause zurückkam, zu seinem Collegen. „Während ich in der Hausflur auf den Brief warten mußte, sah ich, wie dieser erbärmliche Mensch, der sich auch einen Lakai nennt, in einem kleinen schwarzen Loche stand und Gläser wusch! Nicht weit davon standen Stiefeln, die wahrscheinlich hinaufgetragen werden sollten, und ich glaube wirklich und wahrhaftig, der Kerl hatte sie mit seinen eigenen Händen geputzt. Natürlich, so lange es solche erbärmliche Creaturen in der Welt giebt, darf man sich nicht wundern, ein Faulenzer genannt zu werden, wenn man einmal eine ruhige Stunde bei seiner Zeitung sitzt."

Hector Gordon sprach während der Woche nach jener Aufführung der Hugenotten, welcher er und Cecily beigewohnt, zweimal vor, sie lehnte aber beide Male seinen Besuch ab.

Auf der Karte, welche er beim ersten Besuche abgab, stand mit Bleistift gekritzelt:

„Nächste Mittwoch rückt mein Regiment aus. Il faut que je te voie."

Der treffliche Putkin brachte die Karte auf einem silbernen Teller und überreichte sie feierlich seiner Herrin.

Dieser kam es vor, als hätte er ihr einen Skorpion präsentirt, und sobald die Thür sich wieder hinter dem Diener geschlossen, riß sie die dünne Pappe

in ein halbes Dutzend Stückchen und warf dieselben unter den leeren Rost des Kamins.

„Er hat nicht das Recht, hieher zu kommen — er hat nicht das Recht, mir Botschaften zu schicken," dachte sie mit Entrüstung.

Aber dennoch wiederholten sich jene beiden kurzen Sätze: „Nächste Mittwoch rückt mein Regiment aus — Il faut que je te voie," fortwährend in ihrem Hirn, gleich einem Vers oder einer Melodie, die einen zuweilen mit seltsamer Hartnäckigkeit verfolgt.

Am Dienstag kam Major Gordon wieder und gab wieder eine Karte mit Bleistiftgekritzel für die Herrin des Hauses und eine zweite mit „p. p. c." in der Ecke für Mr. O'Boyneville ab.

„Tu es bien cruelle," hatte er auf die für Cecily bestimmte Karte geschrieben, und wieder überreichte Putkin den Skorpion mit gebührender Feierlichkeit, obschon nicht mit den saubersten Händen, denn er hatte, um die Hausthür zu öffnen, zuvor die Wichsbürsten weglegen müssen.

Das Bleistiftgekritzel und das „tu" erschien Cecily als über alle Begriffe zudringlich; wenn eine Frau aber einem Mann gestanden hat, daß sie ihn liebt, so ist er geneigt zu glauben, er besitze das Vorrecht, sich dieses zärtlichen Fürworts zu bedienen. Cecily vernichtete diese Karte ebenso, wie sie die erste vernichtet hatte, aber sie küßte erst die Fetzen, ehe sie

dieselben in den Kamin warf. Sie hatte jenes Stadium der Thorheit, oder vielleicht der Immoralität erreicht, wo die Seele des Weibes zwischen Recht und Unrecht hin und her schwankt, wie ein Pendel.

Mr. O'Bonneville erspähte die Karte des Majors im Körbchen, während er seinen Thee trank.

„Ach, à propos, ich las in der Zeitung, daß das Regiment Deines Cousins nach Japan beordert ist," rief er, indem er das biegsame Pappstückchen betrachtete. „Die armen Teufel haben nach ihren Heldenthaten in Indien keine lange Rast gehabt. Und Gordon ist nicht ein einziges Mal bei uns zu Tische gewesen! Wahrscheinlich besitzt er die verwünschte Unverschämtheit jener hochnasigen Officiere, welche sich wegzuwerfen glauben, wenn sie ein Haus wie das unsrige mit der Ehre ihres Besuches beglücken."

Der nächstfolgende Tag war trüb und regnerig. Ein nasser Sommertag ist der niederdrückendste von allen. Eine verstimmte Drehorgel heulte ihre kläglichen Melodien unter den Fenstern, während Cecily in ihrem kleinen Salon saß. Sie suchte ihre Gedanken zu beschäftigen, sie suchte nicht an das Transportschiff zu denken, welches an diesem Tage Southampton verlassen sollte; sie suchte nicht daran zu denken, daß Hector Gordon leichtmöglicherweise einen letzten Versuch machte, sie zu sehen, ehe er England verließe.

Wäre er heute wiedergekommen, so würde Cecily sich entschlossen geweigert haben, ihn zu sprechen, und dennoch, als eine Stunde des Tages nach der andern verging, fühlte sie in sich eine Empfindung erwachen, welche der getäuschten Erwartung nahe verwandt war.

Die unvermeidliche Tafelstunde, der unvermeidliche Abend, die abgerissenen Mittheilungen aus der Zeitung, der Witz, über welchen sich das Publikum des Gerichtshofes am Vormittag halb todt gelacht, der aber, am Abend wiedererzählt, so schaal und abgestanden klang — alle jene Gemeinplätze, aus welchen das langweilige Einerlei ihres Ehelebens zusammengesetzt war — erschienen Cecily heute geradezu unerträglich.

Sie hatte in der letzten Zeit zu viel mit den Schmetterlingen gelebt; sie hatte in den berauschenden Wohlgerüchen des Rosengartens geschwelgt, und als sie jetzt in die Wohnung der fleißigen Biene zurückkehrte, war es kaum zu verwundern, wenn sie diese Wohnung öd und unerquicklich fand.

Der Tag ging zu Ende. Der unaufhörliche Regen plätscherte auf dem Straßenpflaster und die Drehorgel ließ immer noch, bald näher, bald ferner, ihre klägliche Melodie hören.

Mr. O'Boyneville machte wie gewöhnlich, nach eingenommener Mahlzeit sein Schläfchen, und Cecily

dachte, während ein Roman aufgeschlagen, aber ungelesen auf ihren Knieen lag, an das Transportschiff, welches nun den Hafen von Southampton und die grünen Ufer der Insel Wight hinter sich haben mußte.

„Gott sei Dank, daß er fort ist!" dachte sie. „Kann ich wohl je dankbar genug dafür sein?"

---

uns besuchen, so oft es Ihnen beliebt. Sie werden uns stets willkommen sein."

Vergebens theilte Cecily ihrer Freundin den Plan mit, welcher schon in Bezug auf Scarborough entworfen worden, Mrs. Lobyer wollte aber davon nichts hören. Cecily erklärte, daß sie vor allen Dingen vollkommene Ruhe und Stille zu genießen wünsche; Mrs. Lobyer aber erklärte, daß Pevenshall während des Monats Juli eine vollkommene Einsiedelei sein würde.

„Von allen meinen Leuten kommt vor dem zwölften August Niemand," sagte sie. „Es ist unmöglich, einen anständigen Mann auf's Land zu locken, so lange es für ihn nicht etwas zu schießen giebt. Sir Nugent treibt sich mit seiner Yacht auf den Gewässern irgend einer uncivilisirten nordischen Region umher, und Grace Eversheb reist mit ihrem Vater nach der Schweiz. Mr. Wilmot — der junge Mann, weißt Du, der in unserm Lustspiele seine Rolle so gut ausfüllte — will eine große Fußwanderung in der Bretagne machen — kurz vor dem September ist Niemand zu haben, dessen Gesellschaft wünschenswerth erscheinen könnte. Wenn Du daher Ruhe begehrst, Cecily, so kannst Du diese nirgends in vollerem Maße finden, als eben bei mir in Pevenshall. Anstandshalber wird blos noch eine gutmüthige halbtaube alte Dame da sein, eine charmante alte Seele, welche den

halben Tag über in einem gemüthlichen Winkel nickt, und dabei glaubt, sie beschäftige sich mit Buntstickerei. Ich habe mir vorgenommen, dieses Jahr etwas zum Wohle meiner Mitmenschen zu thun, und ich bedarf Deiner Rathschläge wegen einiger Schulen, die ich zu gründen, und einiger Arbeiterwohnungen, die ich in der Nähe von Pevenshall zu bauen gedenke."

Mrs. Lobyer pflegte, wenn es sich um Befriedigung ihrer Wünsche handelte, allemal so ungestüm und so inständig zu bitten wie ein verzogenes Kind. Auch bei dieser Gelegenheit, wie fast bei jeder andern, setzte sie ihren Willen durch. Man kam demgemäß überein, daß Cecily nach Pevenshall gehen und die Reise dahin mit Florence gemeinschaftlich machen solle.

Cecily war am nächstfolgenden Tage mit Einpacken beschäftigt, als ihre Dienerin ihr eine Karte überreichte und zugleich meldete, daß ein Herr im Salon auf sie warte.

„Ein Herr?" entgegnete Cecily, ohne die Karte anzusehen.

„Ja, Mylady. Derselbe Herr, welcher schon zweimal dagewesen ist," sagte Putkin.

Cecily sah nun die Karte an. Es war Hector Gordon's Adreßkarte. Ueber dem Zusatz „vom elften Regiment" war jedoch mit Bleistift das Wörtchen „früher" eingeschaltet.

„Ich kann Major Gordon nicht sprechen," sagte

Cecily. „Sage Putkin, er solle ihm melden, ich sei dringend beschäftigt."

Die Dienerin machte große Augen, gehorchte aber. Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, blieb Cecily mit der Karte in ihrer Hand sitzen und stierte die halb geschriebene, halb gedruckte Zeile „früher vom elften Regiment" mit unverwandtem Blicke an.

„Er ist also nicht fort," sagte sie bei sich selbst, „und er hat den Abschied genommen! Was soll das Alles heißen?"

Ein gewisser Grad von förmlicher Furcht bemächtigte sich ihrer, als sie bedachte, das Hector Gordon noch in England war — in ihrer Nähe und jeden Augenblick im Stande, ihr seine Gegenwart aufzudrängen.

„Er hat mich belogen," sagte sie; „er hat blos in der Absicht, mir mein Geheimniß abzupressen, mir vorgespiegelt, daß er fortginge, und nun wird er kommen und kommen und kommen, bis er mich endlich zwingt, ihn zu sehen, und dann —! Jede Begegnung zwischen uns kann nur Unheil zur Folge haben, nur Unheil, Elend und Reue!"

Und dann dachte sie wieder an das, was ihre Gedanken beschäftigt, als sie aus der Oper nach Hause gefahren war. Die Bilder von Frauen, welche sie kannte und gekannt hatte, tauchten vor ihr auf, der Frauen, welche an der Grenze zwischen dem Paradies

der Ehre und Achtung, und der Hölle der Schmach und Verachtung umhertaumelten. Sie begann nun die Geschichte vieler dieser Frauen zu verstehen, die Geschichte, welche ihr bis jetzt ein so schwarzes, unheimliches Räthsel gewesen.

„Diese Frauen haben sich vielleicht in derselben Lage befunden wie ich," dachte sie. „Sie haben an ihre eigene Kraft geglaubt, sie haben ihrem Ehrgefühl vertraut, und mit einem Male sind sie eben so tief gesunken wie ich. Und mein Gatte überläßt mich meinem Schicksal. Er läßt mich meinen eigenen Weg wandeln, ohne daß ich Hülfe oder Fürsorge von ihm zu erwarten hätte. Ich bezweifle, daß er überhaupt an mich denkt, wenn er mich nicht sieht, und ich weiß, daß er, selbst wenn ich neben ihm sitze, oft meine Gegenwart gänzlich vergißt."

Zum ersten Mal in ihrem Leben empfand Cecily ein Gefühl von Groll, indem sie an die Gleichgültigkeit ihres Gatten dachte. Er war gütig, er war edelgesinnt. Sie versuchte sich dies in's Gedächtniß zurückzurufen und dankbar zu sein. Heute aber konnte sie nur an seine Gleichgültigkeit denken. Sie hatte sich schon längst an den Gedanken gewöhnt, daß er seinen Beruf mehr liebe als sein Weib; heute aber zürnte sie ihm wegen dieses für sie so wenig schmeichelhaften Umstandes, und meinte, er müsse seine Gattin sehr wenig lieben, wenn die trockene Arbeit der Gerichts-

höfe ihm lieber sein könne als sie. Heute zum ersten Mal zürnte sie ihm, daß er sie nicht inniger liebe, denn heute fühlte sie, wie überaus bedürftig sie seiner Liebe sei.

Sie fuhr mit dem Einpacken ihrer Sachen weiter fort, allerdings nur mechanisch, aber dennoch ward die Arbeit fertig gemacht. Die Dienerin, welche ihr dabei an die Hand ging, fand, daß ihre Herrin ein wenig bleicher und ein wenig ruhiger war als gewöhnlich, und wunderte sich im Stillen über den militärischen Herrn, der schon dreimal dagewesen und dreimal abgewiesen worden, trotzdem daß er, wie Putkin gemeint, ein ganz prächtiger Mann war.

„Außer diesen drei Malen ist er nie hier gewesen," dachte die Dienerin. „Vielleicht hat sie ihn gekannt, ehe sie ihren jetzigen Mann geheirathet hat, die arme Frau!"

Als man mit dem Einpacken fertig war, ließ Cecily ihren Wagen anspannen und fuhr nach Dorset Square zu ihrer Tante. Sie empfand eine fieberhafte Begier, die eigentliche Bedeutung des Wörtchens „früher" auf Hector Gordon's Karte zu erfahren.

Ihre Tante war zu Hause, leider aber nicht im Stande, das Räthsel zu lösen.

„Ich dachte auch ganz bestimmt, er sei nach Japan unter Segel," sagte die Wittwe. „Vor ungefähr acht Tagen kam er zu mir, um mir Lebewohl zu sagen,

äußerte aber dabei kein Wort, daß er die Absicht habe, sich zu einem andern Regiment versetzen zu lassen oder den Abschied zu nehmen. Ich lese natürlich die Militärzeitung nicht. Allerdings sollte ich meinen, er hätte noch einmal zu mir kommen und mich von der Veränderung in seinen Plänen in Kenntniß setzen können; er ist aber während der letzten Zeit in seinem Benehmen sehr geheimnißvoll gewesen. Wer weiß, ob er nicht vielleicht eine interessante Bekanntschaft gemacht hat, aus welcher sich die zweite Mrs. Gordon entwickelt. Diese jungen Männer mit zu vielem Geld und zu wenig Beschäftigung verlieben sich fortwährend."

Etwas Weiteres als dies konnte Cecily von ihrer Tante nicht erfahren. Sie sagte ihr daher Lebewohl und kehrte nach Hause zurück, wo sie ein Briefchen von ihrem Gatten vorfand, der ihr meldete, daß er plötzlich sich genöthigt gesehen, mit einigen Collegen in Blackwall zu diniren.

Somit blieb sie den ganzen Abend allein. Zum Lesen war sie zu zerstreut, und es blieb ihr daher weiter nichts zu thun übrig, als in der Sommerdämmerung dazusitzen und dem bald zu- bald abnehmenden Straßenlärm zuzuhorchen.

Der Zug, mit welchem Mrs. Lobyer reisen wollte, ging um zehn Uhr ab.

Es war anfänglich davon die Rede gewesen, daß

Mr. Lobyer seine Gattin begleiten werde, am Vorabend der Abreise aber erklärte er, er müsse sofort nach Rouen, um dort ein großes Baumwollengeschäft, welches seine persönliche Gegenwart erheische, zum Abschluß zu bringen.

„Es steht dabei viel auf dem Spiel,“ sagte der eifrige Speculant, „und eine halbe Stunde zu früh oder zu spät kann über den Verlust oder Gewinn von zwei- oder dreitausend Pfund entscheiden. Von den Dienstleuten kannst Du nach Pevenshall schicken, so viele Du willst. Sollte ich nach meiner Rückkunft genöthigt sein, einige Tage hier in London zu bleiben, so kann ich mich schon in meinem Club behelfen.“

Cecily fand Florence mit ihrer Zofe bereits im Wartezimmer, während einer der riesigen Lakaien an der Thür Wache stand, ein Kistchen mit Büchern am Riemen hielt und durch seine Miene zu erkennen gab, daß dies ein Dienst sei, den man eigentlich nicht von ihm verlangen könne. Er ward beauftragt, die Billets zu lösen, und nachdem er die beiden Damen bis an ihren Wagen erster Klasse geleitet, nahm er selbst mit der Zofe in einem Coupé zweiter Klasse Platz.

Natürlich war der Zug der schnellste der Courierzüge. Leute wie Mrs. Lobyer verstehen sich nur selten dazu, mit einem Zuge zu reisen, der weniger als sechzig Meilen in der Stunde zurücklegt. Nordwärts durch die schönen grünen Fluren wirbelnd, und

mit der muntern Florence an der Seite, war es Cecily zu Muthe, als sei sie nun der Gefahr und dem Unglück entronnen. Major Gordon erschien vielleicht wieder in Brunswick Square; nun aber war sie fort, und er verzichtete wahrscheinlich darauf, sie noch weiter zu behelligen.

„Nach jenem Gespräch, welches wir in der Oper mit einander hatten, ist seine Wiederannäherung wirklich eine Behelligung und Verfolgung zu nennen. Er verlockte mich zu einem Geständniß, und wenn er meine strafbare Schwäche zu meinem Nachtheil benutzt, so ist er schlimmer als ein Verräther."

Sie versuchte ihn wegen dieser unehrenhaften Handlungsweise zu verachten, konnte sich dabei aber nicht verhehlen, daß selbst diese unehrenhafte Handlungsweise von seiner Seite ein Opfer war, welches er seiner Liebe brachte.

„Mein Gatte entzieht sich um meinetwillen seinem Beruf auch nicht ein Stunde," dachte sie, „und dieser Mann, der einst so aufrichtig und ehrenhaft war, ist aus Liebe zu mir bereit, Wahrheit und Ehre zu opfern."

Dies dachte sie, wenn auch nicht in präcisen Redesätzen, so wie es hier geschrieben steht.

Die Zimmer, welche sie in Pevenshall während des Winters bewohnte, waren für sie jetzt ebenfalls wieder in Stand gesetzt worden und wurden jetzt von Vögeln und Blumen belebt und geschmückt, so

wie sie früher von Kerzenschimmer und Feuerschein erhellt worden.

Florence schickte eine junge Person, welche Näharbeiten besorgte und die Besucherinnen, welche ohne Zofe kamen, bediente, um ihrer Freundin beim Auspacken zu helfen. Mit Hülfe dieser jungen Person machte Cecily Toilette zum Diner und fand dann noch Muße, sich an das geöffnete Fenster ihres kleinen Wohnzimmers zu setzen und auf die weite Fläche von Hügel und Thal hinauszublicken, die sich jenseit des Gartens erstreckte.

Sie ward aus ihren Betrachtungen durch Florence aufgerüttelt, welche mit mehr als gewohnter Lebhaftigkeit in's Zimmer getrippelt kam.

„Ich komme, um Dir eine gute Nachricht zu bringen," sagte sie, indem sie wie ein kleiner muthwilliger Vogel sich auf die Armlehne von Cecily's Stuhl setzte. „Dieses Kleid steht Dir bewundernswürdig, und ich sehe die Schärpe gern so über die Schulter getragen, so wie die Königin ihr Ordensband trägt; und diese allerliebsten Cameenohrringe! Wenn es irgend etwas auf der Welt giebt, was ich anbete, so sind es Cameen."

„Ist das die Neuigkeit, die Du mir melden wolltest, Florence?"

„O nein; meine Neuigkeit ist noch etwas weit Besseres. Ich hätte es Dir schon gern unterwegs gesagt, aber ich verschwieg es mit Fleiß, um Dich hier

damit zu überraschen. Ich habe dafür gesorgt, daß wir auch einen angenehmen Cavalier hier haben."

Cecily zuckte die Achseln und sagte:

„Ich glaubte, Du wolltest Dich auch von der Welt abschließen, um einige philanthropische Pläne in Ausführung zu bringen, Florence."

„O, die philanthropischen Pläne werden deswegen auch zur Ausführung kommen — ça ira! Hätten wir aber in Pevenshall keine andere männliche Gesellschaft als die in der Nähe wohnenden Landgeistlichen und zwei bornirte alte Krautjunker, so wäre der Aufenthalt hier unerträglich langweilig. Uebrigens ist dieser Herr ein Freund von Dir."

„Was für ein Herr?"

„Major Gordon. Er ist so klug gewesen, gerade als sein Regiment nach Japan eingeschifft werden sollte, sein Patent zu verkaufen und den Abschied zu nehmen. Er war gestern bei mir; ich sagte ihm, daß Du mich hieher begleiten würdest, und ich veranlaßte Mr. Lobyer, ihn zu bitten, zu uns zu kommen. Er nahm die Einladung an, und es ward Alles sofort arrangirt. Es geschah dies, ehe noch Mr. Lobyer wußte, daß er nach Rouen reisen müßte; wenn er dies aber auch gewußt hätte, so glaube ich, es würde dies keinen großen Unterschied gemacht haben. Ich bin so glücklich, einen Gatten zu besitzen, der von Eifersucht völlig frei ist."

„Florence!“

„Ist es nicht recht, so etwas zu sagen? Muß ich der Vorsehung nicht danken für das Gute, was sie mir beschieden?“

„Und Major Gordon kommt also wirklich?“

„Ja wohl, wirklich und wahrhaftig. Ich glaube, er ist schon da. Es geht halb ein Uhr noch ein Schnellzug von London ab. — Doch komm nun und laß mich Dich meiner tauben Freundin Mrs. Henniker vorstellen. Aber, Kind, Du stehst ja da und stierst mit den Augen, daß es Einem förmlich Angst wird! Die Tischglocke hat schon zum zweiten Male geläutet, Filons!“

---

aus der Nachbarschaft. Es war dies eine im Vergleich zu der glänzenden Versammlung, die während des letzten Winters hier zu sehen gewesen, sehr kleine Gesellschaft, und der große Salon sah aus, als wäre fast gar Niemand darin.

Cecily war sehr bleich, als sie Florence in das Zimmer folgte. Gleich der erste Blick sagte ihr, daß der Mann, den sie fürchtete, zugegen war. Er stand an einem der geöffneten Fenster im Gespräch mit Oberst Henniker, und die beiden Landgeistlichen unterhielten die beiden jungen Damen mit allerhand Localneuigkeiten, während die taube alte Dame jene liebenswürdig aufmerksame Miene zeigte, womit Jemand, der das Französisch, was er in seiner Jugend gelernt, längst vergessen hat, zuzuhören pflegt, wenn eine pikante Pariser Anekdote erzählt wird.

Mrs. Lobyer führte ihre Freundin stracks zu der freundlichen alten Dame.

„Meine liebe Mrs. Henniker, es ist eine Schmach für mich, daß ich die Letzte bin, die sich hier einfindet, und noch dazu gleich am ersten Tage! Ich hatte aber keine Idee, daß es schon so spät sei. Wie freundlich von Ihnen und dem guten Oberst, daß Sie meinen Wunsch, mich zu besuchen, so bald erfüllt haben! Wie haben Sie denn unsere Bekannten in York verlassen? Ich habe mich das ganze Jahr vergebens nach denselben umgesehen. In London war Niemand weiter

als die Spaldings und die Apperleys. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Freundin Lady Cecily O'Boyne-ville vorzustellen. Sie waren vorigen Winter, als sie hier war, nicht bei uns. Nun muß ich aber den Oberst und Major Gordon bewillkommnen. Nimm Dich in Acht, Lucy; Mr. Summerton ist streng orthodox! Wie geht Dir's, Laura? Ich werde gleich wiederkommen und mit Euch sprechen," sagte die junge Hausfrau zu ihren ehemaligen Schulgenossinnen, indem sie an ihnen vorübertrippelte.

Cecily stürzte sich sofort in eine mühsame Conversation mit Mrs. Henniker. Wie herrlich war es zu dieser Zeit des Jahres auf dem Lande! Wie ganz besonders schön war die Umgegend von Pevenshall, und so weiter.

Es war eine schwere Aufgabe, dieses stereotype Geschwätz, während das Bewußtsein von Hector Gordon's Nähe einen verwirrenden Einfluß auf Cecily's Gedanken äußerte und selbst der allergewöhnlichsten Conversation hindernd in den Weg trat.

Dennoch fühlte sie sich sicher unter dem schirmenden Fittig der alten Dame, als Hector nach einer Weile auf sie zukam, um sie zu begrüßen. Sie that, als ob sie seine dargebotene Hand nicht sähe, und empfing seinen Gruß mit eisiger Kälte. Sie fühlte sich in diesem Augenblick gewissermaßen von dem Muthe der Verzweiflung beseelt, und beschloß mit einem Male,

sich nicht dadurch zu demüthigen, daß sie an sein Mitleid appellirte. Sie wollte ihn vielmehr zwingen, Pevenshall zu verlassen. Sie wollte ihn zum Bewußtsein seiner eigenen Schmach erwecken. Mit stolzem, herausforderndem Blick sah sie ihn an und warf ihm schweigend seine niedrige Handlungsweise vor.

Er fühlte die ganze Bedeutsamkeit dieses kalten Blicks und schlug davor die Augen zu Boden.

„Ich bin Ihnen nachgefolgt, wie Sie sehen, Lady Cecily," sagte er mit sehr leiser Stimme.

Cecily gab ihm keine Antwort, sondern wendete sich zu Mrs. Henniker und nahm den Faden ihres inhaltlosen Geplauders mit dieser wieder auf.

„Nein, ich bin nie in York gewesen, obschon ich den Münster wohl einmal zu sehen wünschte. Mein Papa pflegte zu sagen, er fände denselben schöner als die Kathedrale in Rouen. Gleichwohl kann ich mir nicht denken —" und so weiter, und so weiter.

Hector Gordon nahm den beiden Damen gegenüber Platz und sah Cecily unverwandt an. Sie fühlte dies, ließ sich aber dadurch nicht schrecken, sondern fuhr beharrlich in ihrem Gespräch mit der alten Dame weiter fort.

Als es zur Tafel ging, mußte Major Gordon seinen Arm Mrs. Henniker bieten, während der stattliche Oberst seine Wirthin führte und Cecily der Obhut des orthodoxen Geistlichen anheimfiel.

Diesen ganzen Abend und den ganzen nächstfolgenden Tag und noch viele darauf folgende Tage und Abende behielt Cecily dasselbe kalte Benehmen gegen Hector Gordon bei, aber dennoch verließ er Pevenshall nicht. Immer und immer wieder versuchte er einige Augenblicke vertrauliche Unterredung zu erlangen, sah aber allemal seine Bemühungen vereitelt. Dennoch verließ er Pevenshall nicht.

Ein stummer Zweikampf fand fortwährend zwischen den Beiden statt. Das arme gehetzte Opfer hielt sich stets auf der Defensive, der Jäger aber war erbarmungslos. Unter Anwendung jeder möglichen Kriegslist wich Cecily der Erklärung, die sie fürchtete, aus; dennoch behauptete der Major hartnäckig seinen Posten und wartete auf die Gelegenheit, die früher oder später doch kommen mußte.

Sie kam endlich, als Cecily sich seit einigen Wochen in Pevenshall befand, und als das Haus sich zu füllen begann. Mr. Lobyer war, mit Erfolg gekrönt, von Rouen zurückgekehrt und fühlte sich glücklich in der Gesellschaft einiger ausgewählten Geister von Manchester.

Die Abende waren jetzt drückend warm, und sämmtliche Gäste unter vierzig Jahren pflegten den Salon bald nach dem Diner zu verlassen, um sich auf die breite Terrasse vor den geöffneten Fenstern zu begeben.

Hier löste sich die Gesellschaft in dem herrlichen Mondschein in angenehme Gruppen auf, um auf der breiten Fläche auf und ab zu schlendern, oder an einer Ecke des steinernen Geländers stehen zu bleiben, und von hier aus wanderten mehr zu Abenteuern geneigte Geister zu Zweien, Dreien und Vieren auf den verschlungenen Pfaden der Gärten umher, wo die seltensten Gattungen Nadelbäume der Nachtluft einen würzigen Geruch mittheilten.

Die Fenster des Billardzimmers sowohl als des Gesellschaftssalons gingen auf diese herrliche Terrasse, und eine Anzahl eiserne Stühle in der Nähe dieser Fenster bezeichnete den Ort, wo Mr. Lobyer und seine speciellen Freunde sich zu versammeln und mit den leuchtenden Enden ihrer Cigarren ein kleines Sternbild zu formiren pflegten.

Diese Sommerabende im Freien waren den Gästen in Pevenshall sehr angenehm, und die große Hofuhr hatte gewöhnlich schon Zwölf geschlagen, ehe die letzten Lustwandler die Terrasse verließen. Es war ein ausgesuchter Ort zu Liebeleien und zu jener traulichen Unterhaltung, welche die Franzosen Causerie nennen, und die mit der Liebelei so nahe verwandt ist.

Sir Nugent Eversheb war von seinen Yachtausflügen noch nicht heimgekehrt; Florence schien aber durch die Abwesenheit des hervorragendsten ihrer Verehrer sehr wenig berührt zu werden. Andere An-

beter drängten sich um ihren Altar, und sie ließ sich herab, alle Huldigungen entgegenzunehmen. Bewunderung zu erwecken war die einzige Kunst, auf die sie sich verstand, und ein in derartigen fortwährenden Erregungen zugebrachtes Leben ließ zu ernsten Gedanken nur wenig Zeit.

„Ich glaube wirklich, ich bin das glücklichste Geschöpf von der Welt, Cecily," sagte sie zu der einzigen Freundin, der sie ihre geheimen Gedanken anvertraute, „denn ich fühle mich blos unglücklich, wenn ich denke, und da ich sagen kann, daß ich fast niemals denke, so folgt daraus nothwendig, daß ich auch niemals unglücklich bin."

So sprach Florence zu ihrer Freundin, als sie mit derselben an einem der wärmsten Juliabende auf der Terrasse hin und her wandelte. Sie hatten sich ein wenig von der übrigen Gesellschaft entfernt, welche sich hauptsächlich an den erleuchteten Fenstern des Gesellschaftszimmers aufhielt, wo ein etwa noch nöthiger Stuhl, oder ein vergessener Shawl, oder eine Tasse Thee, oder ein Glas Wasser oder irgend eine der Kleinigkeiten, welche die Damen von den dienenden Cavalieren fortwährend verlangen, in kürzester Frist herbeigeholt werden konnte, und wo sich stets Jemand fand, der bereit war, zur Erbauung des draußen befindlichen Publikums zu spielen oder zu singen.

Cecily und Florence waren eine Zeit lang an dem

verhältnißmäßig leeren Ende der Terrasse auf und ab spaziert, als auf einmal Mr. Lobyer's Stimme sich vernehmen ließ, welcher laut rief:

„Florence! Florence! Komm einmal hieher; ich habe Dir etwas zu sagen."

Cecily's Begleiterin eilte sogleich hinweg, um dem Ruf ihres Herrn und Meisters zu gehorchen.

Cecily war es gewissermaßen lieb, einmal allein zu sein. Ihr Leben in Pevenshall war seit der Stunde ihrer Ankunft eine einzige fortwährende Aufregung gewesen. Der stumme Kampf, den sie fortwährend gegen den Mann führte, der sie liebte, und dessen Liebe sich unbarmherziger gezeigt als eines Andern Haß, war nicht ohne bittere Qualen.

Sie fürchtete diesen Mann. Vergebens rief sie ihren weiblichen Stolz zu Hülfe; vergebens flehte sie um bessere und sicherere Hülfe den Himmel an, den ihre Sünde beleidigte, selbst während sie betete. Tag für Tag kämpfte sie muthig ihren Kampf, aber ein unklares Bewußtsein nahender Gefahr bedrückte sie fortwährend.

Das alte Gleichniß mit dem Abgrund ist das einzige, welches auf einen solchen Gemüthszustand paßt. Cecily kam sich vor wie ein Wesen, welches in vollständiger Finsterniß nahe am Rande eines Abgrundes einherschreitet. Sie fühlte sich der furchtbaren Gefahr nahe. Ihr Sturz in den Abgrund war nicht

unvermeidlich, dennoch aber war der Abgrund stets nahe — stets durch die dichte Finsterniß verborgen, und jeden Augenblick konnte ihr Tritt sich der verhängnißvollen Grenze allzu sehr nähern.

Indem Cecily an jenen Tag der Versuchung und Prüfung in Fortinbras und Alles, was seitdem geschehen, an den frühzeitigen Tod ihrer jugendlichen Nebenbuhlerin, an die Rückkehr von Hector's Regiment, an den Zufall, der ihn nach Pevenshall geführt, dachte, war sie geneigt, der schwächsten Theorie nachzugeben, welche jemals von einem unsichtbaren Satan zum Verderben des weiblichen Geschlechts aufgestellt worden.

Die alte classische Maschinerie, das Werk der Eumeniden, schien in dieser ganzen Geschichte einer unglücklichen Liebe thätig gewesen zu sein. Hector Gordon's Rückkehr nach England war eine Wiederholung von Agamemnon's Rückkehr, nur kehrte diesmal der Held zurück, um zu verderben, anstatt selbst vernichtet zu werden, und die Heldin war es, nach welcher das verhängnißvolle Netz ausgeworfen ward.

Als Satan die schwache Eva in's Verderben lockte, spiegelte er ihr sicherlich unter anderen Dingen auch vor, daß sie einmal dazu bestimmt sei, ungehorsam zu sein und von der verbotenen Frucht zu essen. Ein schwaches Weib ist stets bereit, die Wirkung der egoi=

stischen Hartnäckigkeit des Menschen für das Werk des Fatums zu halten.

Heute Abend glaubte Cecily in der That, den Eumeniden verfallen zu sein, denn wenige Minuten nachdem Mrs. Lobyer sie verlassen, trat eine dunkle Gestalt zwischen sie und das Mondlicht, und als sie aufblickte, erkannte sie Hector Gordon.

„Endlich, Cecily!“ sagte er.

Sie hatte sich von der muntern Gesellschaft vor den Fenstern des Gesellschaftssalons noch ein wenig weiter entfernt, beim Anblick ihres Verfolgers aber drehte sie sich rasch wieder nach dieser Richtung herum.

Er legte seine Hand auf ihren Arm, um sie aufzuhalten.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Cecily,“ sagte er. „Sie haben mich, seitdem ich in diesem Hause bin, gemieden wie die Pest; aber glauben Sie, daß ich nach dem Opfer, welches ich gebracht, um hieherkommen zu können, mich immer meiden lassen werde?“

„Nach dem Opfer? Nach welchem Opfer?“ rief Cecily.

Die Schranke fiel, und der Feind stürzte seinem Triumph entgegen. Cecily's einzige Möglichkeit, die Citadelle zu vertheidigen, hatte in der beharrlichen Weigerung gelegen, mit dem Feinde zu unterhandeln. In dem Augenblick, wo sie sich dennoch dazu verlocken ließ, ward ihre beste Kraft ihr untreu.

„Ist es möglich, daß Sie nicht wissen, wie viel ich geopfert habe, um heute Abend hier bei Ihnen sein zu können?" rief er. „O Cecily, in dieser erheuchelten Unwissenheit liegt etwas Unedles. Um Ihretwillen habe ich meine Carrière, meine Stellung als Soldat geopfert. Wissen Sie, was es für einen Officier heißt, am Vorabend eines gefährlichen Dienstes sein Regiment zu verlassen? Stünde mir nicht das, was ich in Indien geleistet, zur Seite, so könnte ich mich nicht beklagen, wenn man mich als Feigling brandmarkte. Selbst so und trotz dem, was ich dort gethan, fehlt es nicht an Leuten, welche darauf hindeuten werden, daß ich möglicher Weise doch ein Feigling sei. Sie wissen vielleicht nicht, wie theuer die Carrière eines Soldaten ihm ist, obschon Sie aus der Art und Weise, wie man sich zu gefährlichen Dienstleistungen drängt, schließen können, daß der Ruhm dem Soldaten höher steht als das Leben."

„Aber warum waren Sie so thöricht, so wahnsinnig, in England zu bleiben?"

„Weil ich Sie liebe."

„Sie hatten kein Recht, zu bleiben. Entsinnen Sie sich noch dessen, was Sie an jenem Abend zu mir sagten? Sie würden fortgehen; wir würden einander vielleicht nie wiedersehen. Nachdem Sie einmal dies gesagt, waren Sie ehrenhalber verpflichtet, auch zu gehen."

„Das weiß ich. Ich konnte aber nicht fort — nachdem —"

Er schwieg einen Augenblick und setzte dann in gedämpftem Tone hinzu:

„Nachdem ich gehört, was Sie an jenem Abend sagten."

„Ich wollte, ich wäre vor jenem Abend gestorben!" rief Cecily leidenschaftlich.

Sie fühlte, wie die Finsterniß um sie herum dichter ward, wie ihre Füße dem Rande des Abgrundes näher kamen, und sie war machtlos, so machtlos wie ein Träumender, der mit Schatten ficht.

„Es ist mein Schicksal, ruchlos und elend zu sein," dachte sie.

„Ich wollte, ich wäre vor jenem Abend gestorben!" sagte Hector Gordon. „Ich wollte, ich wäre in Indien oder in Fortinbras gestorben. O Cecily, Sie beanspruchen ein Recht, mich zu tadeln, es steht aber vielmehr mir das Recht zu, Ihnen Vorwürfe über Ihre Kälte an jenem Tage zu machen. Ein Wort von Ihnen, und wir wären so glücklich gewesen — nicht blos auf einen Augenblick, obschon es Augenblicke des Glücks giebt, die ein ganzes alltägliches Leben aufwiegen, sondern unser ganzes Leben lang in Unschuld uud heiterer Ruhe. Es bedurfte nur ein Wort von Ihnen, Cecily — ein einziges kleines Wort."

„Ich war bemüht, meine Pflicht zu thun. Und dennoch — dennoch liebte ich Sie so innig!“

Diese letzten Worte sprach Cecily fast ohne es zu wissen. Sie dachte an jenen qualvollen Kampf zwischen Liebe und Pflicht, und an den nutzlosen Sieg, den sie errungen. Gänzlich nutzlos war dieser Sieg, denn der ganze Kampf mußte nun noch einmal durchgefochten werden.

„Nein, nein, Cecily! Ich kann nicht glauben, daß Sie mich liebten,“ rief Hector, indem er die schmale Hand faßte, welche vergebens sich frei zu machen suchte. „Wenn Sie mich geliebt hätten, so hätten Sie nicht so grausam sein können.“

Cecily und Hector waren von den Lichtern der Gesellschaft noch ein wenig weiter hinweggegangen und standen am Ende der Terrasse, wo mit Blumen gefüllte Vasen auf dem breiten steinernen Geländer standen und eine lebensgroße Marmorstatue der Pomona ihren Schatten auf die beiden Sprechenden warf, während sie Beide auf die erhaben schön im Mondschein liegende Landschaft herabschauten.

Das Gefühl ihrer eigenen Schmach und der Schmach des Mannes, der sie liebte, herrschte in Cecily's Gemüth vor jedem andern vor, und dennoch ließ sie ihn immer noch sprechen. Jenes Gefühl vollkommener Hülflosigkeit, welches den Träumer in seinem Zauber gefangen hält, hatte sich auch ihrer be=

mächtigt, während sie in dem träumerischen Licht und Schatten des Sommerabends an der Seite des Liebenden stand.

„Ich bin nicht ganz verworfen gewesen," hob Hector in bittendem Tone wieder an. „Als ich Ihnen an jenem Abend in der Oper sagte, daß ich im Begriff stünde, England zu verlassen, sprach ich die Wahrheit. Erst mehrere Tage nachher beschloß ich, meinen Abschied zu nehmen. Ich wäre meinem Vorsatz treu geblieben und glaube fest, daß ich England verlassen hätte, wenn Sie sich nicht so hartnäckig geweigert hätten, mich zu sprechen, als ich Sie in Ihrer Wohnung aufsuchte. Ich glaube, eine Unterredung mit Ihnen hätte mir Kraft gegeben, Cecily, und ich wäre resignirt mit ausgezogen in das ferne Land."

„Sie hatten nach jenem Abend kein Recht, mich sprechen zu wollen. Sie nennen mich grausam; aber was kann es wohl Grausameres und Unehrenhafteres geben als Ihre Handlungsweise gegen mich? Sie verfolgen mich in meinem eigenen Hause; Sie folgen mir hieher nach, wo es nicht in meiner Macht steht, Ihnen auszuweichen. Ist das die Handlungsweise eines Ehrenmannes, Major Gordon?"

Es ist die Handlungsweise eines Mannes, welcher bereit ist, Ruf, Ehre und Alles mit Füßen zu treten, nur um in der Nähe des Wesens zu sein, welches er liebt. Aber wie kann ich erwarten, daß Sie dies

Alles verstehen? Sie haben mich niemals geliebt. Wenn Sie mich geliebt hätten, so hätten Sie nicht O'Boyneville geheirathet."

„Ich habe einen Mann geheirathet, der meiner Zuneigung und Dankbarkeit mehr als würdig ist."

„Ja, und der ungefähr eben so fähig ist, Ihren Werth zu schätzen, als Mr. Lobyer jenen Leonardo da Vinci zu verstehen, den er aus Rom mitgebracht hat."

„Major Gordon, ich kann Ihnen nicht gestatten, so von meinem Gatten zu sprechen. Wenn Sie ihn nicht so achten können, wie ich ihn achte, so ist es besser, wenn sein Name zwischen uns nie genannt wird."

„Ja, viel besser, denn ich kann nicht mit Geduld und Ruhe von ihm sprechen. Können Sie sich denken, was ich fühlte, Cecily, als ich den Brief meiner Tante erhielt, worin diese mir Ihre Verheirathung meldete? Ich hatte eine Andere geheirathet, obschon ich Sie und nur Sie liebte, weil Sie entschieden hatten, daß ich verbunden sei, mein Versprechen zu halten. Ich hielt das Wort, das ich meinem armen treuen Mädchen gegeben, auf Kosten meines Glücks. Sie aber, Cecily, Sie waren durch kein früheres Versprechen gebunden, und dennoch war binnen so kurzer Zeit nach unserm Scheiden alle Erinnerung an meine Liebe aus Ihrem Herzen entwichen, und Sie erklärten sich bereit, diesen O'Boyneville zu heirathen!"

„Nein, die Erinnerung an die Vergangenheit war nicht ganz aus meinem Gemüth entwichen," entgegnete Cecily. „Ich hatte mich redlich und wahrhaft bemüht, zu vergessen, jetzt aber weiß ich leider, daß ich jene Zeit in Fortinbras niemals wirklich vergaß. O Major Gordon, warum zwingen Sie mich, dies zu sagen? Ich hasse mich, daß ich Ihnen Gehör schenke; ich hasse mich, daß ich mit Ihnen sprechen. Sie würden niemals verstehen, warum ich Mr. O'Boyneville heirathete. Sie haben keinen Begriff davon, wie ermüdend und abhängig mein Leben war, und wie dringend ich eines Freundes und Beschützers bedurfte. Mein größtes Unglück liegt in der Thatsache, daß der Beruf meines Gatten ihm nicht gestattet, mir der Freund zu sein, den ich in ihm zu finden hoffte, und Sie wissen das. Sie wissen, wie einsam ich bin, und Sie benutzen meine Wehrlosigkeit. Das ist grausam und unmännlich von Ihnen, Major Gordon!"

Cecily verlor, während sie dies sagte, alle Selbstbeherrschung und brach in Thränen aus. Hector demüthigte sich nun bis in den Staub, flehte sie um Verzeihung an und erklärte, er werde Pevenshall verlassen und sich lieber für immer von ihr losreißen, als ihr, die er so innig liebe, Schmerz bereiten.

Und nun folgten jene gefährlichen Versprechungen, welche ein Mann bei solchen Gelegenheiten so leicht macht. Hector bat Cecily inständig, ihm zu vertrauen.

Was gab es wohl auf der ganzen Welt Kostbareres für ihn als ihr Glück? Er bekannte sich schuldig. Er hatte rücksichtslos gehandelt und sich nur von seinem leidenschaftlichen Wunsche leiten lassen, sie noch einmal zu sehen, noch einmal zu sprechen. Nun, da dies geschehen, wollte er zufrieden sein. Er wollte fortgehen und sich in den Gedanken an ewige Trennung ergeben.

Cecily trocknete während dieser Betheuerungen ihre Thränen.

„Ich wünsche an Ihre Aufrichtigkeit zu glauben; Sie aber brauchen Pevenshall nicht zu verlassen. Ich werde morgen früh nach London zurückkehren. Gute Nacht!"

„Gehen Sie sogleich hinein?"

„Ja, ich bin sehr müde."

„Lassen Sie mich Sie wenigstens nach dem Hause zurückgeleiten."

„Ich danke; ich will lieber allein gehen."

Sie ging fort, während er im Schatten der marmornen Pomona, an das Geländer gelehnt, stehen blieb. Diesmal glaubte sie den Kampf gewonnen zu haben, aber in ihren Triumph mischte sich ein bitteres Gefühl der Scham. Es gelang ihr, ohne Jemandem zu begegnen, ihre Zimmer zu erreichen, und sie packte dann, ehe sie zu Bett ging, Alles zusammen, um den nächstfolgenden Tag abreisen zu können.

Am nächstfolgenden Morgen setzte sie Florence von ihrer Absicht in Kenntniß und stieß dabei auf den Widerstand, den sie von dieser Seite erwartet hatte.

„Bis zu den Rennen mußt Du bleiben," entgegnete Florence in entschiedenem Tone. „Sir Nugent Eversheb wird sich mit seinen Pferden auch dabei betheiligen. Grace befindet sich bereits auf der Rückreise aus der Schweiz und wird mir dann sofort eine Woche schenken. Ich weiß, daß Du Grace sehr gern hast."

„Ja, ich habe sie sehr gern, und es thut mir sehr leid, Dich zu verlassen, Florence; aber ich muß fort."

„Warum mußt Du denn? Gieb mir einen stichhaltigen Grund an, und ich werde Dich dann nicht mehr quälen; einen Grund aber mußt Du angeben."

„Mein Gatte wünscht, daß ich zu ihm zurückkehre."

„Hat er Dir das geschrieben?"

„Ja."

Es war dies die erste vorsätzliche Lüge, welche Cecily je gesagt, und sie erröthete, als sie dieselbe aussprach.

„Ich glaubte aber, er wäre jetzt auf seiner Rundreise?" sagte Florence.

„Diese ist eben jetzt zu Ende."

„Nun gut, Cecily, wenn Deine Pflicht als Gattin Dich nöthigt, mich zu verlassen, so muß ich mich wohl

fügen. Es thut mir aber sehr leid, Dich zu verlieren."

„Und mir thut es leid, Dich zu verlassen, liebe Freundin. Um drei Uhr geht ein Zug von Chiverley ab, und diesen gedenke ich zu benutzen."

„Dann wollen wir unsern Imbiß etwas zeitiger einnehmen als gewöhnlich, und ich werde Dich selbst nach der Station begleiten. — Guten Morgen, Major Gordon," fuhr Mrs. Lohyer fort, als der Genannte in's Zimmer trat. „Denken Sie sich nur, Lady Cecily will durchaus fort, jetzt, wo es erst anfängt, bei uns angenehm zu werden! Meinen Sie nicht auch, daß das sehr unfreundlich von ihr sei?"

„Ich glaube nicht, daß zu Lady Cecily's Abreise ein wirklicher Grund vorhanden ist," antwortete der Major. „Eine Dame ist stets Herrin ihrer Zeit. Mit uns Männern ist es freilich etwas Anderes. So sehe ich zum Beispiel mich in Folge einiger Briefe, die ich heute Morgen erhalten, genöthigt, Pevenshall in einigen Tagen zu verlassen. Ich brauche wohl kaum zu sagen, wie leid es mir thun wird, scheiden zu müssen."

„Da haben wir's!" rief Florence. „So geht mir's aber allemal. Wenn eine nette Person fortgeht, so fährt der Schreck auch allemal gleich in andere nette Leute. Das Desertiren scheint für die Soldaten ansteckend zu sein, Major Gordon."

Cecily verbrachte unter dem Vorwand, die Zurüstungen zur Abreise zu treffen, welche sie schon in der Nacht bewirkt, den Vormittag auf ihrem Zimmer. Sie empfand eine fieberhafte Begier, von Pevenshall fortzukommen, und begab sich schon fertig zur Reise angekleidet zum Imbiß hinunter.

„Um halb zwei Uhr wird der Wagen bereit sein," sagte Florence; „Dein Gepäck ist schon fort. Du siehst, wenn man mir einmal sagt, das Scheiden sei unvermeidlich, so bin ich heldenmüthig genug, es selbst zu fördern. Major Gordon, wollen Sie die Güte haben, Lady Cecily eins von diesen Cotelettes vorzulegen?"

Cecily dankte, trank aber, um ihre Wirthin zufrieden zu stellen, ein halbes Glas dünnen Sherry. In ihrer Begier, aus dem Hause hinwegzukommen, unter dessen Dache Hector Gordon sich befand, fürchtete sie fortwährend, daß ihrer Abreise noch irgend ein Hinderniß entgegentreten könne. Ihre Augen schweiften von Zeit zu Zeit nach der Uhr auf dem Kaminsims, während Florence sich bereits entfernt hatte, um sich für die Fahrt nach der Station fertig zu machen.

Nur mit Mühe war es ihr möglich, der Aufgabe des Abschiednehmens von Mrs. Lobyer's Gästen zu genügen, welche sammt und sonders erklärten, daß es ihnen ungemein leid thue, sie zu missen, und daß man sie recht bald wiederzusehen hoffe.

Nach einiger Zeit kam Florence fertig zur Fahrt angekleidet in das Speisezimmer zurück, und Alle erhoben sich vom Tische, um Lady Cecily ein letztes Lebewohl zu sagen.

Die beiden Damen gingen von einigen der Gäste geleitet hinaus; in der Hausflur aber begegneten sie einem großen breitschulterigen Herrn, der soeben aus einer schwerfälligen Chaise gestiegen war, sofort auf Cecily losstürzte und sie vor allen Anwesenden abküßte.

„Ich habe Ihre freundliche Einladung nicht vergessen, wie Sie sehen, Mrs. Lobyer," sagte der breitschulterige Herr, der niemand Anderes war als der große O'Boyneville. „Meine Rundreise ist dieses Jahr rascher von statten gegangen als sonst, und ich habe einen Abstecher von Carlisle herüber gemacht, um einige Tage hier in Pevenshall zuzubringen."

„Ach, wie freut mich das!" rief Florence. „Aber Ihr Brief?"

„Was für ein Brief?"

„Nun der Brief, worin Sie Cecily aufgefordert haben, nach London zurückzukommen."

„Ich habe keinen Brief geschrieben, worin ich Cecily aufgefordert hätte, nach London zurückzukommen."

„O Cecily!" sagte Mrs. Lobyer. „Wie leid thut es mir, daß Du sonach unserer Gesellschaft überdrüssig gewesen bist!"

Cecily ward dunkelroth und warf einen flehenden

Blick auf ihre Freundin, die sie aber mit großen Augen ansah und nicht wußte, was sie denken sollte.

„Dann kann ich wohl den Wagen wieder fortschicken?' sagte Florence. „Nun wirst Du nicht weiter daran denken, uns zu verlassen."

„Nicht eher, als bis mein Gatte geht."

„Und dies wird hoffentlich nicht eher geschehen, als bis die Rennen vorüber sind."

„Ja, bis zu den Rennen werde ich bleiben, wie überhaupt zu jedem Vergnügen, welches Sie mir zu bieten belieben," rief der Jurist in heiterem Tone. „Ich bin für die nächsten sechs Wochen frei und stelle mich Ihnen daher zur Verfügung. Welch ein herrlicher Ort ist dies hier im Sommer, und welche Umgegend! — Ah, Gordon, Sie auch da? Wie befinden Sie sich? Ich dachte, Sie wären fort nach Japan."

Cecily fand ihren Gatten corpulenter und geräuschvoll redseliger als je. Sie kehrte mit ihm in das Speisezimmer zurück, wo der unterbrochene Imbiß wieder begann, und wo Mr. O'Boyneville die Gesellschaft mit einigen köstlichen Anekdoten aus den Gerichtshöfen der Provinz unterhielt.

Demgemäß blieb Lady Cecily in Pevenshall und erwartete zuversichtlich, daß Hector Gordon sein Versprechen halten und unverweilt abreisen würde.

Viertes Kapitel.

Ein Blitz aus heiterem Himmel.

Während die Schmetterlinge der feinen Gesellschaft sich der schönen Sommerzeit erfreuten, und es überall Gartenconcerte und andere dergleichen für das vergnügungssüchtige Publikum berechnete öffentliche Unterhaltungen gab, schloß William Crawford sich in sein Atelier ein und arbeitete, wie er seit den alten Tagen in Buckinham Street, wo die Welt erst noch erfahren sollte, daß es einen Maler Namens William Crawford gab, niemals gearbeitet hatte.

Er hatte jetzt nichts mehr als seine Kunst. An diese Thatsache dachte er sehr oft, wenn er in der balsamischen milden Sommerwitterung vor seiner Staffelei stand, während Schmetterlinge die Rosen seines Gartens umkreisten und dann und wann eine summende Biene an die gemalten Scheiben seines großen Bogenfensters anprallte.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo der Maler seine Kunst für das Leben mehr als hinreichend gefunden, und wo er bedauert, daß das Leben für die Kunst nicht lang genug sei. Die elegante Sirene der „Eremitage" hatte aber die gleichmäßige Strömung seines Daseins gestört, und vergebens bemühte er sich, den Strom wieder in sein altes Bett zurückzulocken.

„Ich fange fast an zu glauben, daß ich nie wieder ein Bild zu Stande bringen werde," sagte er bei sich selbst, nachdem er mehr als eine Zeichnung verzweiflungsvoll bei Seite geworfen. „Ich entwerfe eine Skizze nach der andern, aber meine Ideen verlieren ihre Frische, ehe ich bereit bin, die Arbeit auf meiner großen Leinwand zu beginnen. Ist die Liebe zu meiner Kunst in der Liebe zu jener Frau untergegangen? Oder was ist sonst der Grund dieser rastlosen, fieberhaften Ungewißheit, welche meine Hand der gewohnten Fähigkeit beraubt? Ich will aber nicht der Sclave dieser Thorheit sein. Ich habe schwerere Leiden überlebt, als der Verlust von Mrs. Champernowne's Gesellschaft ist. Ich habe den Kummer über den Tod meiner jungen Gattin überwunden, ich habe zehn Jahre fortwährender Mißerfolge und getäuschter Erwartungen überlebt, und soll ich nun zuletzt doch noch unterliegen, weil ein Weib egoistisch und herzlos ist? Nein; ich will Georgina Champernowne vergessen, ich will ein besseres Bild malen, als ich je bis jetzt gemalt!"

Nachdem Mr. Crawford zu diesem Entschluß gekommen, ließ er Pinsel und Palette einen ganzen Tag ruhen und schloß sich in sein Bibliothekzimmer ein. Hier nahm er seine Lieblingsbücher zur Hand — die lieben alten vertrauten Geschichten des griechischen Feenlandes, und alle jene lieblichen Bilder, welche die wonnigsten Träume seines begeisterten Knabenalters ausgemacht, tauchten vor seinen Augen auf und umschwebten ihn wieder trotz Mrs. Champernowne. Das bezaubernde Antlitz seiner Psyche neigte sich über ihn, während er an dem schläfrigen Sommermittag träumend dasaß; sein Cupido schaute ihn in der göttlichen Schönheit unsterblicher Jugend an, und unzählige Nymphen, unzählige Sirenen erfüllten das Zimmer mit ihrer luftigen lieblichen Nähe.

Am nächstfolgenden Morgen kehrte er mit neuem Enthusiasmus und während sein Bild, in allen Einzelnheiten vollkommen entwickelt, seinem inneren Auge vorschwebte, in sein Atelier zurück.

„Komm, meine Gottheit!" rief er; „komm, stolze Verkörperung der unsterblichen Seele und scheuche alle irdischen Thorheiten durch Deine göttliche Nähe hinweg. So wahr ich ein Mensch und ein Maler bin, so wahr will ich Dich vergessen, Georgina Champernowne, und mein neues Bild soll mich auf der Leiter des Ruhms eine Sprosse höher heben."

Von den ersten Tagen des Mai bis zu den letzten

des Juli arbeitete William Crawford unaufhörlich an seinem neuen großen Werke. Keine andere Hand als die seinige war dabei thätig, denn er fand jetzt in seiner Arbeit einen fieberhaften Genuß, den er nie zuvor, selbst nicht in seinen fleißigsten Tagen, empfunden.

Er arbeitete die ganzen langen Sommertage hindurch, bei gutem Licht und bei schlechtem Licht. Um acht Uhr trat er in sein Atelier und verließ es selten eher wieder als um sieben Uhr Abends. Seine hastigen Mahlzeiten nahm er in dem Nebenzimmer ein.

Seine Dienstleute bemerkten die Veränderung in den Lebensgewohnheiten und sprachen über sein abgezehrtes, bleiches Gesicht und sein unruhiges, ungeduldiges Wesen kopfschüttelnd und in ernster Weise miteinander.

„Sonst war er so freundlich und gelassen," sagte einer der Diener, „aber jetzt kann man fast nichts thun, ohne von ihm angeschnauzt zu werden. Die junge Person, welche ihm Modell sitzt, sagt dasselbe und meint, er ginge mit ihr um, als ob sie sein hölzerner Gliedermann wäre, während doch vor kaum zwei oder drei Monaten es keinen besseren und freundlicheren Herrn geben konnte, als Mr. Crawford."

Es ist für einen Sterblichen gut, wenn er in dem Augenblick, wo sein Sehnen nach einer schöneren Welt

ihn von dieser prosaischen emporgehoben und er jener lichteren Region entgegenschwebt, worin die vollkommenen Bilder seiner Phantasie wohnen, an seine sterbliche Natur erinnert wird. Es giebt Grenzen, über welche kein Mensch hinaus kann, und während der letzten drei Monate seines Lebens hatte William Crawford gleichwohl diese Grenzen zu überschreiten versucht. In der Hoffnung, das Weib, welches er liebte, zu vergessen, hatte er sich auf seine Arbeit mit einem glühenden Eifer geworfen, der für ihn als Menschen und als Künstler gleich gefährlich war.

„Wenn andere Menschen täglich sechs Stunden arbeiten, so will ich deren zwölf arbeiten," dachte er. „Ich habe ja jetzt nichts mehr, wofür ich leben könnte, als meine Arbeit."

Dies war jetzt der Refrain seines Lebens. Wofür sollte er weiter leben als für seine Kunst? Und wenn er nichts Großes in dieser leistete, welchen Zweck hatte dann sein Dasein überhaupt noch?

Der Gegenstand seines neuen Gemäldes war blos ein neues Kapitel seiner Lieblingsfabel — die Geschichte der Psyche. Sie lag schlafend unter einem Zelt und der junge Gott neben ihr, ebenfalls schlafend und göttlich unschuldig in der Bewußtlosigkeit des Schlummers. Eine Schaar Zephyre, die einander bei der Hand hielten, waren herbeigekommen, um das schlafende Paar verstohlen zu betrachten. Sie

schwammen auf einem verirrten Mondstrahl; sie umschwebten die lieblichen Schläfer in luftigen Ringen.

Nie hatte William Crawford einen größeren Triumph errungen, als in der Schöpfung der ätherischen Wesen, die durchsichtig waren wie Wassertropfen gegen den mondhellen Himmel gesehen, mit holden schalkhaften Gesichtern und gazeartigen Schwingen.

Und die schlummernde Psyche mit ihrem schönen kindlichen Antlitz und ihrem Schleier von bleichgoldenem Haar, und das göttliche Mondlicht, und die geheimnißvollen Tiefen des kühlen Schattens — jede Einzelheit des Gemäldes war ein Triumph, und so wie das Werk sich seiner Vollendung näherte, begann der Maler zu fühlen, daß er sich endlich selbst übertroffen.

„Als Sheridan längere Zeit vergehen ließ, ehe er ein neues Lustspiel schrieb, sagte man, er fürchte sich vor dem Verfasser der „Lästerschule.“ Ebenso hat man auch behauptet, ich könnte es dem Maler der „Aspasia“ nimmermehr gleichthun; aber ich glaube, ich habe die Aspasia endlich übertroffen,“ dachte Mr. Crawford bei sich selbst, während er vor seiner Staffelei stand und über die ätherischen Reize seiner Zephyre nachdachte.

Er hatte bei gutem Licht und bei schlechtem Licht gearbeitet — im Sonnenschein und im Schatten. Er hatte die Hindernisse, vor welchen er sonst zurückzu-

treten gepflegt, muthig gepackt und besiegt. Nicht zufrieden damit, die täglichen Stunden seiner Arbeit zu verdoppeln, hatte er auch sogar des Abends noch an seinem Hintergrunde gearbeitet. Er hatte zu diesem ganz abnormen Fleiße keinen andern Grund als seine eigene Rastlosigkeit, aber diese Rastlosigkeit war unüberwindlich. Der Rausch des Erfolgs hatte sich seiner bemächtigt und er gestattete sich weder Rast noch Ruhe.

Es kam eine Zeit, wo er unter allen anderen Umständen die Palette weggelegt und das Atelier verlassen hätte. Es kam eine Zeit, wo er zu fühlen begann, daß seine Augen von der ungewohnten Anstrengung zu leiden anfingen, aber dennoch arbeitete er fort.

„Wenn meine Zephyre fertig sind, so kann ich ausruhen, so lange ich Lust habe. Wollte ich jetzt mein Werk ruhen lassen, so wäre es leicht möglich, daß ich die Frische meiner Ideen verlöre, ja daß ich vielleicht sogar einen Widerwillen gegen meine liebliche Psyche faßte."

Und somit arbeitete der Maler ununterbrochen fort, trotz einer seltsamen Mattigkeit, welche auf seinen Augenlidern lastete, und einem sich dann und wann einstellenden sonderbaren pochenden Schmerz über seinen Augenbrauen. Er arbeitete fort, nahm sich aber vor, einen berühmten Augenarzt zu befragen und

sich eine lange Ruhezeit zu gönnen, sobald er nur erst mit seiner Psyche fertig wäre. Mit unbezähmbarem Fleiße und unerschütterlicher Entschlossenheit arbeitete er fort, aber es kamen Augenblicke, wo die schönen Gesichter auf der Leinwand plötzlich hinter einem blendenden Nebel verschwanden, so daß der Meister sich gezwungen sah, die Pinsel wegzulegen und, die Hand vor die müden Augen haltend, eine Weile im Zimmer hin und her zu gehen.

Es war in der Mitte des Augustmonats, und das Gemälde bedurfte zu seiner Vollendung nicht viel mehr als eine Woche Arbeit, als der Meister zum ersten Male jenem drückenden Gefühl von Mattigkeit in den Augenlidern nachgab und in seiner Arbeit eine Pause machte, um eine kurze Siesta zu halten. Die Thurmuhren von Kensington hatten eben Drei geschlagen, und der Schall der verschiedenen Glocken summte durch den Garten. Es war ein fast unerträglicher Sommertag — schwül und drückend — ein Tag, an welchem selbst der fleißigste Arbeiter Unlust an seinem Werke empfinden mußte.

„Es hilft nichts," sagte Mr. Crawford, indem er einen letzten Blick auf seine Leinwand warf. „Ich kann kaum die Farben sehen, deren ich mich bediene. Ich kann dieser Schlafsucht nicht länger widerstehen.

Er warf sich auf ein Sopha, ein schönes Ruhelager von streng classischer Form, auf welchem früher As=

pasia, die Weise und Schöne, oder wenigstens das brünette Modell geruht, welches ihm für die griechische Schönheit gesessen.

Der Maler schlief fast unmittelbar, nachdem er sich niedergelegt, ein, hatte aber noch eine Zeit lang ein unklares Bewußtsein von Schmerz über den Augenbrauen. Allmählich jedoch ward sein Schlummer fester. Er hörte nicht mehr die in seinen Rosen summenden Bienen oder das gedämpfte Rollen ferner Wagenräder. Er fiel in einen langen traumlosen Schlaf, aus welchem er endlich ganz plötzlich mit dem Gefühl erwachte, daß er viele Stunden lang geschlafen haben müsse.

Es schien allerdings, als ob er sehr lange geschlafen habe, denn als er erwachte, war es sehr finster.

„Mit dem Arbeiten ist es heute aus," dachte er seufzend. „Die Stunde zwischen Fünf und Sechs hätte ich gern noch benutzt. Warum hat Dimond meine Lampe nicht angezündet?"

Der Maler tastete sich nach der Klingel und zog dieselbe heftig.

„Was für eine Nacht!" murmelte er. „Es muß ein Gewitter im Anzuge sein. So finster ist es den ganzen Sommer noch nicht gewesen."

Er stand an dem Kaminsims und wartete. Das Fenster befand sich ihm gegenüber, und er fühlte sich da, wo er stand, von dem warmen Hauche der herein-

dringenden Sommerluft berührt; aber er vermochte durch die rabenschwarze Finsterniß hindurch nicht einmal die breite Oeffnung des Fensters zu erkennen.

„Licht, Dimond!" sagte er ungeduldig, als der Diener die Thür öffnete.

„Licht, Sir?"

„Ja wohl, versteht sich. Warum hast Du die Lampe noch nicht angezündet? Warum ist kein Licht draußen auf dem Gange?"

„Es ist ja aber noch so zeitig, Sir — kaum erst fünf Uhr vorbei — und ein heller Nachmittag. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich das Gas schon jetzt anzünden sollte."

„Kaum erst fünf Uhr vorbei!" wiederholte der Maler im Tone unaussprechlicher Bestürzung.

„Ja wohl, Sir. Nach Ihrer eigenen Uhr ist es gerade ein Viertel auf Sechs, Sir."

„Und es ist ein heller Nachmittag?" fragte Mr. Crawford in demselben Tone.

„Ja wohl, Sir. Ich kann mich natürlich nicht erdreisten, beurtheilen zu wollen, ob es zum Malen hell genug ist; im Allgemeinen aber ist der Nachmittag sehr hell."

„O, mein Gott!" rief der Maler plötzlich.

Erschreckt durch diesen Ausruf, der wie ein Angstschrei klang, eilte der Diener auf seinen Herrn zu.

„Fehlt Ihnen etwas, Sir?"

„Nein. Geh' — geh' und hole mir eine Droschke — sofort — ich muß ausgehen — Du wirst mich begleiten."

„Ich, Sir?"

„Ja, Du. Geh' sofort! Ich bitte Dich um Gottes willen, verliere keine Zeit!"

Der Diener wußte nicht, was er denken sollte, ging aber, und William Crawford tastete sich durch die ihn umgebene Nacht hindurch bis zum nächsten Lehnstuhl. In diesen sank er nieder, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus.

„Blind!" rief er; „blind! blind! Ich sagte, ich hätte nichts mehr als meine Kunst, und nun ist auch diese für mich verloren!"

Er nahm die Hände von den Augen hinweg und stierte hoffnungslos in die Finsterniß hinein. Er mochte sich jedoch anstrengen, wie er wollte, seine Blicke waren nicht im Stande, dieses Dunkel zu durchdringen. Er sah nicht mehr Psyche und die Zephyre; er sah nicht mehr die von seiner Hand geschaffenen lieblichen Gebilde; er sah nicht mehr den hellen Sommersonnenschein auf dem weichen, grünen Rasen, das wechselnde Licht auf den Sommerblumen, den Schatten der stattlichen alten Cedern. Nur Nacht und Finsterniß umgaben ihn, und er wußte nicht, ob es seinen Augen jemals wieder vergönnt sein würde, dieselbe zu durchdringen.

„Die Droschke ist da, Sir,“ meldete der Diener.

„Komm her, Dimond,“ sagte William Crawford in sehr ruhigem Tone. „Komm dicht an mich heran und gieb mir Deinen Arm. Nimm mir's nicht übel, daß ich Dich vorhin ausschalt; ich habe einen großen Schrecken gehabt. Ich habe in der letzten Zeit zu angestrengt gearbeitet und dadurch meinen Augen geschadet. Nur Gott weiß, ob der Schaden ein dauernder sein wird; für den Augenblick aber bin ich vollständig blind. Gieb mir Deine Hand und führe mich zu dem Wagen. Ich muß sofort zu einem Augenarzt fahren, und Du wirst mich begleiten.“

Fünftes Kapitel.

Eine rechtzeitige Warnung.

Mr. O'Boyneville amüsirte sich in Pevenshall außerordentlich gut. Der Mann, dessen gewöhnliches Dasein in einem nimmer endenden Kreislauf angestrengter Arbeit bestand, war, sobald er sich einmal davon losmachen konnte, das geselligste und gemüthlichste Geschöpf, was man sich denken kann. Er betheiligte sich an allen Vergnügungen mit geräuschvollem, knabenhaftem Enthusiasmus, und die Gäste von Pevenshall fanden seine Heiterkeit förmlich ansteckend.

Es giebt Leute, welche ihre Erfolge in der Gesellschaft blos ihrem animalischen Lebensmuth verdanken, und denen man Ungehörigkeiten zu gute hält, die einen schüchternen, ängstlichen Menschen unrettbar compromittiren würden. Laurence O'Boyneville that und sagte, was er Lust hatte, und man verzieh ihm und fand Gefallen an ihm.

Er überließ sich den socialen Freuden in Mr. Lobyer's Hause — Freuden, die durch die häufige Abwesenheit des Hausherrn nur um so angenehmer gemacht wurden — so vollständig, daß er zu krankhaften Befürchtungen häuslicher Art gar keine Zeit hatte.

Der Gedanke, daß er irgendwie Veranlassung habe, an der Treue des Weibes, welches er liebte und ehrte, zu zweifeln, war ihm nie auch nur in der schattenhaftesten Gestalt vor Augen getreten. Sie war sein Weib und folglich ein so hoch über allen Verdacht erhabenes Wesen, daß nur das rauheste Erwachen sein vollkommenes Vertrauen auf ihre Ehre und Treue erschüttern konnte. Daß er sie in dem einen Augenblick schön, heiter und lächelnd verlassen, und in dem nächsten zurückkehren könnte, um sie starr und todt zu finden, dies war eine Möglichkeit, die er sich wohl denken konnte; daß er aber aus seinem Vertrauen zu ihr erwachen könnte, um sie falsch und treulos zu finden, dies war eine monströse Unmöglichkeit, die seine Begriffe vollständig überstieg.

Somit überließ er sich der Freude des Augenblicks und widmete sich dem Dienste des schönen Geschlechts mit einer unermüdlichen und unerschöpflichen Galanterie, welcher die Mrs. Lobyer umflatternden jungen Herren, die höchstens alle vierundzwanzig Stunden ein mattes Compliment zuwege brachten, von Weitem mit stillem Entsetzen zusahen.

„Ich hatte keine Idee davon, daß Dein Gatte ein so charmanter Mann sei,“ bemerkte Florence zu Cecily. „Ganz gewiß werde ich künftig, wenn ich eine zahlreiche Gesellschaft im Hause habe, dafür sorgen, daß sich allemal ein Irländer mit darunter befindet. Dieser liebe, muntere, gutmüthige Mr. O'Boyneville versteht die sämmtlichen Frauen bei guter Laune zu erhalten. Ich bin überzeugt, der armen häßlichen Mrs. Smith hat noch kein Mensch in Bezug auf ihre persönliche Erscheinung ein einziges schmeichelhaftes Wort gesagt, bis jetzt Mr. O'Boyneville ihr weismachte, sie sei das lebhafte Ebenbild der Kaiserin der Franzosen. Ebenso versicherte er Miß Miller, deren kreischendes Sprachorgan unser Aller Entsetzen ist, ihre Stimme erinnere ihn an die Grisi in ihrer Blüthenzeit. Die schöne Mrs. Fitz Cavendish, die Gemahlin des Attachés, welche mit Bewunderung und Schmeichelei völlig übersättigt ist, erklärt, es sei ihr noch nie ein wunderlicherer, amüsanterer Mann vorgekommen als der Deinige.“

Cecily gab über diese Lobsprüche keine sonderliche Freude zu erkennen. Dieser frivole, lärmende Irländer, den andere Leute so köstlich fanden, stand ihrem Herzen nicht näher, als der unter der Last seiner Arbeit und Geschäfte keuchende Jurist von Brunswick Square. Sie war schwach genug, einen gewissen Grad von Groll gegen ihn zu fühlen, weil er so heiter und

vergnügt und gegen ihre eigene tödtliche Gefahr so blind war.

Hector Gordon hatte sein Versprechen nicht gehalten. Er war in Pevenshall geblieben, und bei dem hier herrschenden ungebundenen geselligen Verkehr war es Cecily geradezu unmöglich, ihm fortwährend auszuweichen. Auch die Anwesenheit ihres Gatten schützte sie vor diesem gefährlichen Umgange in keiner Weise. Ruhig heiter in seinem vollkommenen Vertrauen amüsirte der Jurist sich in seiner geräuschvollen Weise an dem einen Ende des Salons, während Major Gordon sich mit Cecily an dem andern unterhielt.

Das menschliche Herz ist so verkehrt, daß dieses ruhige Vertrauen die Frau, welcher es galt, förmlich beleidigte. Cecily betrachtete die Zuversicht ihres Gatten als einen Beweis von Gleichgültigkeit und zürnte ihm, weil er nicht eifersüchtig war.

„Wenn ich einen Gatten hätte, der mich liebte, so würde er sich zwischen mich und meine Gefahr stellen," dachte sie bitterlich, „O'Boyneville weiß aber nicht, was Liebe ist."

Und unglücklicherweise gab es, wie wir wissen, in Pevenshall Einen, der alle Geheimnisse dieser verhängnißvollen Leidenschaft kannte, oder zu kennen vorgab, einen Mann, dessen Stimme sehr oft an Cecily's Ohr schlug, dessen Augen fortwährend die

ihrigen suchten. Der Himmel weiß, daß sie Alles, was in ihren Kräften stand, that, um ihn zu meiden, aber selbst ihre größten Anstrengungen waren schwach und ohnmächtig im Vergleich zu der Maschinerie, welche die Eumeniden gegen sie in Anwendung brachten.

Tausend kleine Umstände verschworen sich, um sie in die Nähe des Mannes zu bringen, den sie fürchtete. Bei Rennen, bei Picknicks, bei Wasserfahrten und Landpartien aller Art — überall fand sie Hector Gordon an ihrer Seite. Die alte Vertraulichkeit der Zeit von Fortinbras griff wieder Platz; aber jetzt mischten sich damit zugleich Reue und Schuldbewußtsein, und vergällten die verbotene Freude, während sie noch genossen ward.

Eins gegen das Andere abwägend wußte Cecily, wie schwer die fortwährende Reue diese kurzen Augenblicke fieberhafter Freude aufwog, wenn der Klang von Hector's Stimme sie durch seine verhängnißvolle Musik in Schlaf lullte und der zärtliche Druck seiner Hand sie über die gemeine Erde emporhob.

„Wenn ich nach irgend einem ruhigen Versteck am andern Ende der Welt entfliehen und er mir nicht dahin folgen könnte, so könnte ich ihm vielleicht für immer entrinnen und mich wieder unschuldig und glücklich fühlen," dachte sie.

Diese Flucht aber, nach welcher sie sich sehnte, schien mit jedem Tage schwieriger zu werden. Das

arme gebrechliche Fahrzeug schaukelte am Rande des Strudels, und es gab keine befreundete Hand, welche es in den sichern Hafen zurückgesteuert hätte.

Zuweilen nahm Cecily sich vor, ihrem Gatten Alles zu bekennen und von ihm den Schutz zu erbitten, dessen sie bedurfte. Die gutmüthige Gleichgültigkeit des Juristen war aber in ihrer gegenwärtigen Gemüthsstimmung für sie zurückschreckender, als die äußerste Strenge eines eifersüchtigen Gatten hätte sein können.

Es wäre eine Erleichterung für sie gewesen, wenn er Argwohn gegen sie gefaßt hätte. Sie bedurfte einer Gelegenheit, um sich in die Arme ihres Gatten zu werfen und auszurufen: „Erbarme Dich mein und rette mich vor mir selbst!"

Mehr als einmal hatte Cecily beschlossen, sich vor dem Gatten, dessen Gleichgültigkeit sie verletzte, zu demüthigen; nachdem sie aber eine Stunde oder noch länger in der Einsamkeit ihres Zimmers gewartet, bis es ihrem Herrn und Meister belieben würde, sich von der noch unten im Rauchzimmer versammelten männlichen Gesellschaft loszumachen, nachdem sie die Worte, die sie zu sprechen gedachte, zehnmal überlegt, fand die Bereuende es gleichwohl für unmöglich, die Geschichte ihrer Schuld zu beginnen und ihr Herz vor einem Manne auszuschütten, welcher noch über die Witze lachte, die er soeben losgelassen, und es sich

nicht nehmen ließ, ihr zu erzählen, wie er diesen oder jenen Gegner im Wortgefecht zum Jubel aller Zuhörer glänzend geschlagen.

An dieser prosaischen Jovialität, an diesem unerschütterlichen guten Humor brach die Fluth der Leidenschaft sich eben so ohnmächtig, wie vom Sturm gepeitschte Wogen an einem Granitfelsen.

Und so verging ein Tag nach dem andern, und Mr. O'Boyneville amüsirte sich, während die Schicksalsgöttinnen ihr Schlimmstes an der hülflosen Cecily verübten, welche Tag für Tag sich in unmittelbarer Nähe des Mannes sah, der sie liebte und dabei beharrte, sie fortwährend an seine Liebe zu erinnern.

Pevenshall war voll Gäste, und es ging sehr heiter zu. Unter so vielen Personen und in einem so heitern Wirrwarr gingen Liebeleien, welche in einem ruhigeren Hauswesen Anstoß erregt haben würden, unbemerkt vorüber oder wurden höchstens von einigen stillen Lauschern beobachtet, die nicht selbst mit derartigen Dingen beschäftigt waren.

Sir Nugent Eversheb erschien zu den Rennen in York und war, nachdem dieselben vorüber waren, in Mr. Lobyer's Hause fast täglicher Gast.

Mr. O'Boyneville befand sich schon seit einiger Zeit in Pevenshall, als Mrs. Mac Claverhouse zu einem fliegenden Besuch anlangte. Sie war höher oben im Norden gewesen und sprach in Folge eines

alten Versprechens, welches sie Florence gegeben, jetzt auf dem Heimwege mit bei ihr vor.

„Ich kann höchstens drei oder vier Tage bei Ihnen bleiben, liebe Freundin,“ sagte sie. „Nächste Woche muß ich in Hampshire in einem lieben alten Pfarrhause eintreffen, worin es, wie man behauptet, nicht richtig ist, obschon ich gestehen muß, daß mir für meine Person dort nie ein Gespenst in den Weg gekommen ist. Es giebt aber einmal Leute, die ihr ganzes Leben lang in einem verzauberten Schlosse sitzen können, ohne daß ihnen je etwas Ungewöhnliches vor die Augen käme.“

Ehe Mrs. Mac Claverhouse noch ein halbes Dutzend Stunden in Pevenshall zugebracht, hatte sie Gelegenheit genommen, ihren Neffen wegen des Verkaufs seines Officierpatents zu befragen. Sie nahm ihn dabei so scharf in's Verhör, daß der Major endlich gestehen mußte, es seien Beweggründe dazu vorhanden gewesen, über die er sich nicht näher erklären könne.

„Dann,“ rief die Wittwe, „müssen es schlechte Beweggründe sein, die des guten, biedern Jungen, auf den ich so stolz zu sein pflegte, vollständig unwürdig sind. Natürlich wirst Du nicht glauben, daß i ch gewünscht hätte, Dich nach Japan gehen zu sehen, wo Du vielleicht von einer Rotte scheußlicher Creaturen mit kleinen schiefen Augen und langen Haarzöpfen todtgeschlagen worden wärest, wohl aber habe

ich andere Leute sich sehr spöttisch darüber äußern hören, daß Du so plötzlich den Abschied genommen, und ich muß Dir gestehen, daß mir dabei sehr unbehaglich und schmerzlich zu Muthe geworden ist."

„Du brauchst Dir deswegen keine Unruhe zu machen, liebe Tante," antwortete Hector. „In den Ruf der Feigheit kann mich Niemand bringen, wenn Du dies vielleicht meinst."

„Nein, das meine ich nicht, und Du weißt eben so gut als ich, daß ich es nicht meine. Aber mir gefallen diese geheimnißvollen Beweggründe nicht, worüber Du Dich nicht näher erklären kannst."

Der Major zuckte die Achseln und machte die Geberde des Bedauerns. Indische Shawls, Elfenbeinraritäten und Anweisungen auf seinen Weinhändler konnte seine Tante von ihm bekommen, seine Geheimnisse aber erachtete er sich nicht für verbunden, ihr zu offenbaren.

Sie nahm seine Weigerung sehr ruhig hin.

„Wenn die Leute mir etwas nicht sagen wollen, so weiß ich gewöhnlich Mittel zu finden, selbst dahinter zu kommen," entgegnete sie gelassen.

Von diesem Augenblick an behielt sie, obschon sie sich an allen Vergnügungen auf's lebhafteste betheiligte, ihren schönen Neffen scharf im Auge und lieh allen, auch den zufälligsten und anscheinend unbedeutendsten Bemerkungen ein aufmerksames Ohr.

Sie blieb eine Woche, und als sie hörte, daß Mr. O'Boyneville Veranlassung hatte, am Tage nach ihrer beabsichtigten Abreise nach London zu fahren, verschob sie diese Abreise, um sich von ihm begleiten zu lassen.

„Sie werden wohl nichts dagegen haben, eine alte Frau bis Kings Croß in Ihre Obhut zu nehmen, Mr. O'Boyneville," sagte sie, nachdem sie dieses Arrangement vorgeschlagen.

Der Jurist erklärte natürlich, daß er sich freue, ihr einen Dienst leisten zu können; Cecily aber, welche den unabhängigen Sinn ihrer lebensmuthigen Tante kannte, wunderte sich über diesen ihren plötzlichen Wunsch nach männlichem Schutz nicht wenig.

Mr. O'Boyneville wollte blos einen Tag in London bleiben und dann weiter nach dem Westen Englands reisen, wo er für einen Freund wichtige Geschäfte abzumachen hatte. Diese Geschäfte aber würden, sagte er, ihn nicht länger als höchstens eine Woche in Anspruch nehmen, und dann wollte er sofort nach Pevenshall zurückeilen.

Cecily hatte gegen dieses Arrangement nichts einzuwenden. Es beliebte ihrem Gatten, sie zu verlassen, um seinen Geschäften obzuliegen, und sie ließ ihn gehen.

Während der letzten wenigen Tage hatte eine seltsame Ruhe sich ihrer bemächtigt. Sie war oft zerstreut und antwortete häufig auf's Gerathewohl.

Mehr als einmal hatte sie sich über Kopfweh beklagt und war auf ihrem Zimmer geblieben; wenn ihr Gatte sie aber fragte, ob ihr ernstlich etwas fehle, und sie bat, einen Arzt zu befragen, so versicherte sie ihm, sie leide blos an vorübergehender Nervenschwäche.

Ihre Tante besuchte sie bei dieser Gelegenheit und fragte sie scharf aus, stieß aber zum ersten Mal bei ihrer Nichte auf hartnäckige Verschlossenheit.

„Aber, Cecily, wenn Du wirklich krank bist, so muß ich darauf bestehen, daß Du einen Arzt rufen lässest, und wenn Du nicht krank bist, so ist es sehr abgeschmackt von Dir, Dich in Dein Zimmer einzuschließen. Der gute, liebe O'Boyneville ist um Deinetwillen in großer Unruhe."

In diesem Augenblick vernahm man das laute, behäbige Gelächter des guten, lieben O'Boyneville durch das offen stehende Fenster hindurch. Er amüsirte sich auf der Terrasse mit den muntersten der Gäste von Pevenshall.

„Ja, er ist meinetwegen in großer Unruhe, Tantchen. Man hört es ganz deutlich."

Mrs. Mac Claverhouse zuckte ungeduldig die Achseln und entfernte sich.

„Wenn ich zu der Zeit, wo Georg III. noch ein junger Mann war und naseweise Bälger wie Du gelehrt wurden, ältere Personen zu respectiren, Deine Mutter gewesen wäre, so hättest Du für Ohrfeigen

nicht sorgen sollen. Ein paar tüchtige Ohrfeigen sind eben das Einzige, was Dir fehlt, meine liebe Cecily, und ich wünsche blos, daß Laurence O'Boyneville der Mann wäre, sie Dir zu verabreichen."

So lautete der Monolog der Wittwe, als sie, nachdem sie die Thür des Zimmers ihrer Nichte geschlossen, sich langsam entfernte.

Später begegnete sie Hector Gordon und benahm sich gegen ihn kürzer und schroffer, als dieser Günstling des Glücks es gewohnt war. Er ließ sich jedoch Alles gefallen und mied sorgfältig den strengen Blick der stechenden grauen Augen, welche früher, wenn sie ihn angesehen, allemal sofort einen milderen Ausdruck gewonnen hatten.

Am nächstfolgenden Morgen reisten Mrs. Mac Claverhouse und Mr. O'Boyneville ab.

Cecily sagte ihnen in seltsamer mechanischer Weise Lebewohl, der Jurist war aber zu geschäftig und zu eilig, um dies weiter zu bemerken. Allerdings gewahrte er, daß sie bleicher als gewöhnlich war, und daß sie, als er sie beim Scheiden umarmen wollte, zurückwich; die Blässe brachte er jedoch auf Rechnung des nervösen Kopfschmerzes, an welchem Cecily ihrer Erklärung zufolge immer noch litt, und die frostige Verweigerung des Abschiedskusses auf Rechnung der störenden Gegenwart der beiden riesigen Lakaien, die in der Vorhalle Wache standen, und des Wirths und

der Wirthin des Hauses, welche beide aus dem Speisezimmer herausgekommen waren, um sich von ihren abreisenden Gästen zu verabschieden.

Der edelgesinnte Othello bedarf eines Winks von Jago, ehe er in Desdemona's Reinheit einen Flecken entdecken kann, und der Gedanke, daß dem Benehmen seiner Gattin ein Geheimniß zu Grunde liege, war von Laurence O'Boyneville's Gemüth noch fern.

„In längstens acht Tagen komme ich wieder und hole Dich, Cecily," sagte er, und unter der Verwirrung der Abschiedsgrüße und guten Wünsche hatte er nicht Zeit, auf das Schweigen seiner Gattin zu achten.

Auf der Eisenbahnstation angelangt, schlug Mrs. Mac Claverhouse vor, daß der Jurist unter diplomatischer Anwendung eines Trinkgelds den Conducteur bitten solle, ihnen ein Coupé allein anzuweisen.

„Ich wünsche unterwegs einige ruhige Worte ungestört mit Ihnen zu sprechen," sagte sie.

Mr. O'Boyneville wunderte sich über dieses Ansinnen, fügte sich demselben aber. An einer der nächsten Stationen schloß sich der Zug an einen Courierzug an, der mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Meilen die Stunde londonwärts weiterraste. Mrs. Mac Claverhouse und ihr Schwiegerneffe pflogen ihr ruhiges Gespräch trotz des Schnaubens und Keuchens des Riesen, der sie dem Ziel ihrer Reise entgegentrug, und das ruhige Gespräch mußte von sehr ernster Art

sein, denn der Jurist war, als er in King's Croß ausstieg, bleich wie ein Gespenst.

Nichtsdestoweniger geleitete er Mrs. Mac Claverhouse zu einer Droschke und wartete, bis ihr Gepäck aufgeladen war und ihre Zofe mit ihr in dem Wagen Platz genommen hatte. Als er ihr Lebewohl sagte, neigte er sich zu ihr herab, um etwas zu sagen, was die Dienerin nicht hören sollte.

„Ich danke Ihnen," sagte er; „ich danke Ihnen herzlich. Es ist mir nicht bange. Nein, Mrs. Mac Claverhouse, mit Gottes Hülfe ist mir nicht bange."

Sechstes Kapitel.

Der beste Freund, der schlimmste Feind.

Während Mr. O'Boyneville, am Ziele der Reise angelangt, von Mrs. Mac Claverhouse Abschied nahm, wandelte Cecily mit Hector Gordon auf der Terrasse von Pevenshall auf und ab.

Der Augustnachmittag war fast erstickend schwül, und die meisten der Müssiggänger von Pevenshall hatten in dem Salon Schutz gesucht. Eine Gruppe junger Damen saß unter einer großen Buche auf dem Rasenplatz zusammen und hörte einen neuen Roman vorlesen.

Mit Ausnahme dieser Gesellschaft und der beiden Lustwandelnden auf der Terrasse waren die Gärten öde und leer.

Cecily und Hector gingen langsam hin und her. Eine Zeit lang hatten sie geschwiegen. Es war einer jener drückenden Tage, welche selbst auf dem lebhaf=

testen Gemüthe schwer lasten; Cecily's Gesicht aber zeigte einen tiefmelancholischen Ausdruck, der sich nicht durch atmosphärische Einflüsse erklären ließ.

Die Züge des Majors boten ebenfalls keinen heitereren Anblick dar. Er schien getheilt zwischen seinen eigenen düsteren Gedanken und einer ängstlichen Neugier in Bezug auf die Betrachtungen seiner Begleiterin.

„Sage mir, daß Du Dich nicht unglücklich fühlst, Theure," hob er endlich an. „Um's Himmels willen sage mir, daß der Gedanke an den Schritt, den Du beschlossen zu thun, Dich nicht unglücklich macht."

„Glaubst Du selbst nicht, daß ich mich sehr glücklich fühlen kann, Hector?"

„Wenn Du mich liebtest, wie ich — "

„Macht der Gedanke an unsere Zukunft Dich glücklich?" unterbrach Cecily ihn leidenschaftlich. „O Hector, Du weißt eben so gut als ich, daß von Glück bei uns Beiden hinfort nicht mehr die Rede sein kann. Wir sind einverstanden, daß wir den niedrigen Betrug, die schmachvolle Entwürdigung unseres Lebens nicht länger ertragen können, daß wir dieser Atmosphäre der Lüge um jeden Preis entrinnen müssen. Wir haben dies so oft besprochen, daß wir es nicht weiter zu besprechen brauchen, und Du hast mich dahin gebracht, daß ich die Dinge von derselben Seite betrachte wie Du. Du hast mir ein Versprechen abgepreßt,

und ich bin bereit, es zu halten. Aber um der ewigen Barmherzigkeit willen, sprich mir nicht von Glück!"

Hector wagte nicht, etwas hierauf zu antworten. Seine Züge verdüsterten sich noch mehr, während er das bleiche Antlitz seiner Begleiterin beobachtete.

Als sie an das Ende der Terrasse kamen, blieben sie unter der Pomonastatue stehen, wie sie mehrere Wochen zuvor an jenem Mondscheinabend gethan. Hier standen sie eine Zeit lang neben einander. Sie schaute gerade vor sich hin auf die schläfrige Sommerlandschaft, und er beobachtete unverwandt ihr Gesicht. —

Sie hatte versprochen, mit Hector Gordon fortzugehen und ihren Gatten zu verlassen. Sie hatte versprochen, ihm zu folgen, hinaus in die Finsterniß, über die Grenze der einzigen Welt, die sie kannte.

Durch welche leidenschaftlichen Ansprachen, durch welche schlauen Beweisgründe er sie dahin gebracht, daß sie sich damit als mit einer verhängnißvollen Nothwendigkeit einverstanden erklärt, brauchen wir hier nicht ausführlich mitzutheilen. Wenn die Verblendung oder der Egoismus eines Mannes sein Gefühl für Wahrheit und Ehre in den Hintergrund drängt, so findet er Scheingründe genug, die ihm seinen Zweck erreichen helfen.

Daß Hector Gordon die Gattin des Juristen liebte, stand außer allem Zweifel; daß die Strafe, die er durch seine Entehrung auf sich lud, kaum ge-

ringer war als das Opfer, welches Cecily bringen mußte, war ebenfalls wahr; nicht weniger aber war auch wahr, daß die Leidenschaft, welche ein so grausames Opfer verlangte, eine niedrige und selbstische war.

Es ist schwer, sich zu denken, wie irgend ein Weib zu einem solchen Entschlusse kommen kann, wie der war, welchen Cecily gefaßt. Der Abhang des Avernus ist scheinbar ein so wenig steiler, daß erst wenn der Wanderer sich auf dem Boden des Abgrundes sieht, er gewahrt, mit welcher fürchterlichen Schnelligkeit er herabgekommen ist.

Hector Gordon hatte vollauf Gelegenheit gehabt, in seinem Interesse thätig zu sein. Die Schicksalsgöttinnen hatten sich verschworen, sein unheilvolles Werk fördern zu helfen, und wenn auch ein schnell vorübergehender Selbstvorwurf ihn mahnte, die weitere Verfolgung seines Ziels aufzugeben, so trat doch immer irgend ein kleiner, anscheinend ganz unbedeutender Umstand dazwischen, welcher den schwachen Entschluß wieder zum Schweigen brachte.

Cecily hatte allmählich glauben gelernt, daß das Band zwischen ihr und ihrem Gatten nothwendig gelöst werden müsse. Sie hatte glauben gelernt, daß die täglich und stündlich von ihr an ihm verübten Täuschungen der letzten Wochen an und für sich eine schwerere Sünde seien, als irgend ein offener Bruch mit dem Manne, den sie zu lieben und zu ehren geschworen.

Die verhängnißvolle Philosophie des Verführers hatte ihr Werk gethan, und sie erkannte seine Schlußfolgerungen als richtig an. Ganz gewiß war es besser, wenn sie auf den Platz, worauf sie in dem Vertrauen und der Achtung ihres Gatten kein Recht mehr hatte, verzichtete; ganz gewiß war es besser, wenn er erfuhr, daß sie falsch, treulos und seiner eben so wie der Gesellschaft unwürdig war, als daß er noch ferner ihrer Liebe und Anhänglichkeit vertraute, während dieselbe in der That und Wahrheit einem Andern gehörte.

Dies war die Ueberzeugung, welche sich Cecily's bemächtigt. Sie war bereit, ihren Gatten zu verlassen und ihre Häuslichkeit und sociale Stellung mit dem verhängnißvollen Schutz eines Liebhabers zu vertauschen; aber sie hoffte dabei nicht, durch dieses furchtbare Opfer sich eine glückliche Zukunft zu sichern. Sie wollte blos der täglichen Lüge entrinnen, durch welche sie fortwährend gemartert und gedemüthigt ward.

Diese verderbliche Ueberzeugung hatte übrigens erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit in ihrem Herzen Wurzel gefaßt. Vor dieser Zeit hatte sie immer noch auf ihre eigene Ehre, auf Hector Gordon's Zurückhaltung vertraut und fest gehofft, daß es in der Macht ihres Gatten stehen werde, sei vor ihr selbst zu retten.

Ihr eigenes Ehrgefühl aber war zu schwach gewesen, um sie gegen die schlauen Ueberredungskünste eines Liebenden zu waffnen. Hector war der anfangs gezeigten Zurückhaltung untreu geworden, und ihre letzte Hoffnung auf den Schutz ihres Gatten hatte sie durch Laurence O'Boyneville's arglose, nichts ahnende Jovialität getäuscht gesehen.

Während Hector sie jetzt, während sie schweigend nebeneinander standen, betrachtete, sah er einen gewissen Grad von Verzweiflung in dem bleichen, stillen Antlitz.

Dies war freilich kein ermuthigender Anblick für einen Liebenden, welcher so viel geopfert, um das Weib, welches er liebte, zu bewegen, die Bande, die sie an einen andern Mann fesselten, zu zerreißen und die gebrochene Treue ihm zu geloben. Er hatte sie vermocht, ihm zu versprechen, die Seine zu werden; aber sie hatte nicht versprochen, glücklich zu sein, und ein erkältendes Gefühl durchschauerte sein Herz, als er bedachte, daß sie vielleicht soeben die Wahrheit gesprochen, und daß von Glück für sie Beide, die einander so innig liebten, hinfort nicht die Rede sein könne.

Darauf hatte er nicht gerechnet. Cecily wünschte vielleicht blos einer erbärmlichen Gegenwart zu entrinnen; Hector aber hatte an eine heitere, freudenvolle Zukunft geglaubt. Was konnte sein Glück

trüben, wenn sie, die er liebte, seine Lebensgenossin, wenn sie auf immerdar sein war? Verlust der gesellschaftlichen Stellung, befleckte Ehre, die Erinnerung an ein schweres Unrecht, welches man einem arglosen, vertrauensvollen Manne zugefügt — was waren dies Alles weiter als Kleinigkeiten, wenn eine gewaltige, Alles absorbirende Liebe in die andere Wagschale geworfen ward?

Die Feuerprobe, die er nothwendig das Wesen, welches er so innig liebte, mit ihm zugleich bestehen lassen mußte, konnte in der That eine furchtbare sein. War sie aber einmal überstanden, so lag dann die Zukunft hell und schön vor ihnen — eine Zukunft, die sie in stetem Beisammensein verleben wollten.

So hatte er gedacht.

Jetzt aber dämmerte auf einmal ein neues Licht vor seinen Augen empor. Er ward vielleicht glücklich, denn wie konnte er in ihrer Nähe anders als glücklich sein? Ließ sich aber erwarten, daß sie auch nur zufrieden sein würde? Diese ruhige Verzweiflung in dem bleichen Antlitz war weder ermuthigend, noch verheißungsvoll.

„Armes Kind! armes Kind! Das Opfer ist für sie ein schwereres als für mich," dachte er.

Gleich darauf drängte ein kurzes Erwachen des Gewissens ihn, zu sprechen.

„Cecily," rief er, „es ist noch nicht zu spät! Wenn

Du zurückzutreten wünschest — wenn Du Dein Versprechen bereuest —"

„Nein, ich werde mein Versprechen halten. Zu meinem Gatten kann ich nie wieder zurückkehren. Wenn er mich liebte, wenn nur ein Grad von Sympathie zwischen uns vorhanden wäre, so hätte er mich vor mir selbst retten können, Hector, vor mir und vor Dir. O, ich weiß, wie egoistisch das klingen muß. Du hast für mich so viel geopfert, Deine Carrière, Deine Zukunft. Ich habe dieses Opfer verstehen gelernt, seitdem ich gehört, wie die Leute sich wundern, daß Du einen solchen Schritt gethan. Und Du hast ihn um meinetwillen gethan! Nein, Hector, ich will mein Versprechen nicht zurücknehmen. Ich wäre über alle Maßen schwach, unehrenhaft und selbstisch, wenn ich mein Wort, nachdem es Dich so viel gekostet, wieder zurücknehmen wollte."

Die Frauen sind stets mehr oder weniger zur Selstverleugnung geneigt. Sobald sie einmal die volle Ueberzeugung haben, daß es ihre Pflicht sei, sich für das Glück oder das Wohlergehen des Mannes, den sie lieben, zu opfern, so beeilen sie sich förmlich, den verhängnißvollen Schritt zu thun, der sie in's Verderben stürzt.

Cecily konnte nicht hoffen, durch die Handlungsweise, welche sie jetzt zu befolgen im Begriff stand, glücklich zu werden; wenn sie aber den Geliebten glücklich machen, wenn sie ihn einigermaßen für die

Opfer, die er ihr gebracht, entschädigen konnte, so wollte sie damit zufrieden sein. Sie machte sich keinerlei Täuschung. Sie ging ihrem Verderben entgegen, blindlings vielleicht, aber doch mit dem vollen Bewußtsein, daß sie von Nacht umgeben war, und daß der Weg, den sie wandelte, durch keinen Lichtstrahl erhellt werden konnte.

Hector sprach zu ihr von ihren gemeinschaftlichen Plänen, und sie hörte ihm ruhig zu und war mit allen seinen Arrangements einverstanden. Die Einzelheiten ihrer beabsichtigten Flucht waren bereits besprochen. Hector Gordon sollte Pevenshall unter dem Vorwand einer plötzlichen Abberufung, die er durch am Nachmittag erhaltene Briefe motiviren konnte, in den Abendstunden mit der Post verlassen, und Cecily, angeblich in Folge eines Briefes von ihrem Gatten, am nächstfolgenden Morgen abreisen.

Allerdings gründete sich dieser Plan nur auf Lüge und Täuschung; Hector aber erinnerte Cecily daran, daß dies nur eine kurze Prüfung sei, die sie durchmachen müßten, um zur vollkommenen Freiheit zu gelangen.

„Ich weiß, wie peinlich Dir dies sein muß, Geliebte," sagte Hector in zärtlichem Tone; „in einigen wenigen Tagen aber werden wir weit hinweg sein von all' dieser Jämmerlichkeit in dem lieben kleinen bretagnischen Dorfe, von welchem ich Dir so oft er=

zählt, mit wildromantischen Gebirgen im Rücken und dem majestätischen Meere vor uns. Und dann reisen wir nach Italien und wandern von Ort zu Ort, bis wir früher oder später an den gelangen, wo es Dir gefällt und wo Du zu bleiben wünschest. Und dort werde ich Dir den schönsten Tempel bauen, den je ein Mensch seinem Abgott errichtete."

„Aber Du, Hector — Deine Carrière, Dein Ehrgeiz —"

„Meine Carrière ist zu Ende, und mein einziger Ehrgeiz ist, bei Dir zu sein."

Er hatte dasselbe wohl schon hundertmal auf hunderterlei verschiedene Weisegesagt, heute aber vermochten die zärtlichen Worte nicht das leiseste Lächeln auf Cecily's Antlitz hervorzulocken. Sie wußte, daß sie im Begriff stand, ein furchtbares Verbrechen zu begehen, und sie besaß nichts von jener leidenschaftlichen, verwegenen Rücksichtslosigkeit, welche allein den Verbrecher aufrecht halten kann. Ein stärkerer Wille als ihr eigener riß sie auf dem verhängnißvollen Pfade weiter fort, und verkehrtes Ehrgefühl bewog sie, dem Versprechen treu zu bleiben, welches ihr durch die Verzweiflung des Geliebten abgepreßt worden. Sie glich jenem unglücklichen Ritter, dessen Ehre

„Noch in der Schande festgewurzelt stand."

Die Details der beabsichtigten Flucht waren von

Hector schon früher überdacht und geordnet worden, doch hatte es ihm einige Schwierigkeit gemacht, sie der Geliebten auseinander zu setzen. Diese prosaischen Einzelheiten erschienen widerwärtiger als das Verbrechen selbst, und der Stolz und das Zartgefühl Hector's empörten sich gegen diese gleichwohl unabweisbaren Nothwendigkeiten.

Indessen, es war nun Alles besprochen und arrangirt. Cecily sollte sich stracks nach London in ihre Wohnung begeben, um dort rasch die nöthigen Zurüstungen zu ihrer Flucht zu treffen und ihren Abschiedsbrief an ihren Gatten zu schreiben, der jedenfalls seine Reise nach dem Westen angetreten hatte, ehe sie Pevenshall verließ. Hector wollte sich im Laufe des Tages bei ihr einfinden, um sich zu überzeugen, daß sie wohlbehalten angelangt sei, und am nächstfolgenden Morgen wollten sie sich auf dem Bahnhofe rechtzeitig treffen, um von London nach Dover zu reisen. Ehe Mr. O'Boyneville zurückkam, waren sie wahrscheinlich schon weit hinweg, und die Spur des Weges, den sie eingeschlagen, war jedenfalls nicht so leicht ausfindig zu machen.

Siebentes Kapitel.

Am Rande.

Major Gordon verließ Pevenshall mit der Abendpost, und am nächstfolgenden Morgen nahm auch Cecily Abschied von ihrer Freundin, welche sich über diese plötzliche Abreise sehr unzufrieden aussprach.

„Ich glaube kein Wort davon, daß Dein Gatte Dich zurückgerufen,“ sagte Florence. „Du hast uns satt und willst nur gern fort. Du belügst mich gerade so, wie Du mich schon früher einmal belogen. Indessen, gegen Deinen Willen kann ich Dich natürlich nicht dabehalten, sondern nur bedauern, daß es uns nicht gelungen ist, Dich besser zu amüsiren.“

Cecily erklärte hierauf, sich irgendwo besser zu amüsiren als in Pevenshall sei unmöglich, und sie werde Mrs. Lobyer's Güte und Freundschaft nie vergessen.

Die ungestüme Florence wollte hierauf ihre Freundin umarmen und küssen, Cecily aber wich davor zurück.

„Wo Du auch sein mögest, theure Freundin, so werde ich Deiner stets eingedenk sein. Vielleicht bist Du in Zukunft recht glücklich, Florence."

Während die beiden Frauen einander einen Augenblick lang gegenüberstanden und sich gegenseitig bei der Hand gefaßt hielten und einander in's Gesicht sahen, hätte Cecily gern ein Wort der Warnung und der Mahnung zu der Freundin gesprochen, die sie nicht wiederzusehen erwartete. Sie bedachte aber, daß eine Warnung von ihren befleckten Lippen eigentlich nur ein Hohn sei, obschon Niemand besser als sie die Gefahren schildern konnte, welche den Pfad des Weibes umlauern. Florence's Hände schweigend in den ihrigen gefaßt haltend, bedachte sie, wie ihre Freundin später sich dieses Abschieds erinnern würde, wenn ihr eigener Name zum Gegenstand des Abscheus und des Mitleids geworden wäre.

„Ich möchte wissen, ob sie um unserer vergangenen Freundschaft willen mich bemitleiden, oder ob sie eben so unbarmherzig sein wird wie die übrige Welt."

So dachte Cecily in diesem Augenblick des Scheidens, während ihr Gepäck aufgeladen ward und einer der riesigen Lakaien mit ihren Shawls und Schirmen in der Nähe stand.

„Du wirst aber doch zu Weihnacht wieder bei uns sein?“ rief Florence.

„Ich glaube kaum, daß es wird geschehen können. Leb' wohl.“

In der nächsten Minute saß Cecily im Wagen und winkte mit der Hand ihrer Freundin und einer kleinen Gruppe junger Damen zu, welche sich unter der Eingangsthür versammelt hatten, um sie abreisen zu sehen. Das prachtvolle Pevenshall schwamm vor ihr wie in einem Nebel, während sie diese Gruppe leichtherziger Mädchen betrachtete, die sich in dem Morgensonnenschein durcheinander bewegten wie ein kleiner Schwarm Schmetterlinge.

„Nie werde ich wieder die Schwelle eines solchen Hauses überschreiten,“ dachte sie.

Während der ganzen Heimreise kam sie sich vor wie in einem Traume befangen. Sie saß in einer Ecke des Wagens und hielt die Augen auf die wechselnde Landschaft geheftet, sah aber blos eine verworrene Masse von wogenden Getreidefeldern und Sommergrün.

Bei ihrer Ankunft in London that sie mechanisch Alles, was nun nöthig war, und erreichte ihre Wohnung in Brunswick Square ohne Unfall; das Straßengeräusch aber schlug an ihr Ohr wie das Brüllen eines stürmisch bewegten Meeres.

Eine unheimliche Ruhe schien in ihrem Hause zu

herrschen. Der ehrerbietige Putkin ließ einen schwachen Ausruf der Ueberraschung hören, als er seine Herrin erblickte; abgesehen hiervon aber vernahm Cecily weder eine Stimme, noch ein sonstiges Geräusch.

Sie mied ihre Zimmer, während dieselben zu ihrem Empfang in Stand gesetzt wurden, und begab sich sofort in den Salon, wo Alles noch gerade so war, wie sie es vor fünf oder sechs Wochen verlassen. Die Vögel stimmten, als sie ihre Herrin erkannten, ein mattes Gezwitscher an; Cecily aber näherte sich nicht dem Fenster, wo die Käfige im Sonnenschein hingen.

Sie sah auf ihre Uhr; ihr Leben war heute eine Frage von Stunden. Sie hatte noch Sachen einzupacken, und es war dies eine peinliche Verrichtung, weil sie dabei vermeiden mußte, irgend eins von den Sächelchen mitzunehmen, welche sie von ihrem Gatten zum Geschenk erhalten. Sie beabsichtigte blos ihre einfachsten Kleider und den unerläßlichsten Zubehör ihrer Toilette mitzunehmen, und sie bezweifelte, ob sie selbst diese Dinge, sobald sie einmal die Schwelle dieses Hauses überschritten, noch ihr Eigenthum nennen dürfe. Es kam ihr wie Unehrlichkeit vor, wenn sie auch nur die geringste Kleinigkeit mitnahm, die für Laurence O'Boyneville's Geld gekauft worden.

Noch eine anderweite Aufgabe hatte Cecily, eine Aufgabe, die ihr peinlicher war, als selbst die Zurüstungen zur Reise. Diese Aufgabe war die Ab=

fassung des Briefes, welcher Mr. O'Boyneville benachrichtigen sollte, daß seine Gattin beschlossen, ihn zu verlassen. Was sollte sie sagen? Wie konnte sie ihren verbrecherischen Entschluß in Worte kleiden?

„Du bist niemals unfreundlich oder ungütig gegen mich gewesen," schrieb sie. „Ich habe keine Klage gegen Dich vorzubringen. Du hast mir blos zu wenig Sympathie geschenkt, und ein Mann, den ich mehr liebe als Wahrheit und Ehre, hat mich überredet, Dich zu verlassen."

Niemals in ihrem ganzen Leben hatte Cecily seine solche Qual erduldet, wie das Schreiben dieses Briefes ihr bereitete. Derselbe kam ihr, als er geschrieben war, kalt, hart und grausam vor, so kurz und schroff verkündete er ihre strafbare Absicht. Obschon aber in den geschriebenen Zeilen so wenig Spur von Gefühl zu finden war, so rollten ihr doch, während sie schrieb, die Thränen die bleichen Wangen herab, und ihre Hand zitterte so heftig, daß sie ihre Schriftzüge nur mit Mühe leserlich machen konnte.

„O Hector!" rief sie seufzend, „wenn Du wüßtest, was ich um Deinetwillen leide — um Deinetwillen!"

Endlich jedoch war der Brief geschrieben, zugesiegelt und adressirt, und dann saß Cecily da und betrachtete ihn wie in einer Betäubung befangen.

„Wenn es wirklich nicht zu spät wäre — wenn

ich wagen könnte, ihn zu bitten, mir mein Wort zurückzugeben!" dachte sie.

Im nächsten Augenblick aber erinnerte sie sich des Opfers, welches ihr Geliebter gebracht, um ihr Wort zu gewinnen.

„Ach nein, nein, nein!" rief sie; „es ist zu spät. Ich bin durch mein Wort an ihn gebunden."

Und dann fragte sie sich, ob, wenn dieses Versprechen auch nicht bestünde, sie als Laurence O'Boyneville's Weib in diesem Hause bleiben könnte. Sie hatte ihn in Worten und Gedanken so beleidigt, daß ihr Freisein von noch schwererer und unwiderruflicherer Schuld von geringer Bedeutung zu sein schien. Konnte sie ihm ohne Demüthigung in's Gesicht sehen? Konnte sie in Ehren sein Vertrauen hinnehmen? Nein, tausendmal nein! Und da dem so war, so war sie auch kein Weib mehr für ihn.

„Komme, was da wolle, ich muß ihn verlassen," dachte sie. „O wenn ich allein fortgehen könnte, allein nach einem stillen Versteck, um nie wieder etwas von mir hören zu lassen."

Sie dachte dies wirklich und aufrichtig. Ihre Liebe zu dem Versucher war durch den Abscheu vor der Versuchung in großem Maße vernichtet worden. Das Bewußtsein ihrer Schuld war für sie eine so furchtbare Marter, daß in ihrem Gemüth kaum noch Raum für ein anderes Gefühl blieb. Es war, als ob die

Strömung des Schicksals sie entlang triebe, und sie weiter nichts wäre als eine Pflanze, als ein Grasbüschel, der von der ungestümen Fluth fortgerissen würde. Sie wußte, daß Untergang und Verderben ihrer harrten, aber sie besaß nicht die Macht, der Gewalt des Stromes zu widerstehen.

Nachdem sie den Brief geschrieben, saß sie eine Weile unbeweglich da und betrachtete mit stierem Blick das Couvert, auf welchem der Name ihres Gatten stand. Ihr Kopf pulsirte von dumpfem Schmerz, und ihre Gedanken waren verworren. Sie konnte nicht ruhig über den Schritt nachdenken, den sie im Begriff stand zu thun.

Diese Unfähigkeit, ruhig zu denken, hatte sich ihrer von dem Augenblick an bemächtigt, wo sie zu dem verhängnißvollen Entschlusse gekommen war, zu welchem ihr Geliebtet sie gedrängt. Sie hatte sich zur Lehre von der Nothwendigkeit der Dinge bekehren, sie hatte sich überreden lassen, daß es ihre Bestimmung sei, unrecht zu thun, und nachdem sie einmal diesem unnatürlichen Glauben nachgegeben, war der falsche Gott, den sie geschaffen, stärker als sie selbst, und sie ward in der That ein ohnmächtiges Geschöpf in den Händen des Fatums.

Kummer und Schande harrten ihrer und waren ihr unvermeidliches Theil.

Der Tag verging langsam, und sie wußte, daß

mit jeder Stunde die Strömung, von der sie getrieben ward, neue Kraft gewann.

Hector mußte diesen Tag der Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten widmen, denn ein Mann hat am Vorabend einer Verbannung, die vielleicht sein ganzes Leben lang dauert, mancherlei Vorbereitungen zu treffen.

Der Tag verging langsam — es war ein dumpf-schwüler Tag gegen das Ende des Augustmonats — und immer noch saß Cecily unbeweglich an dem Tische, während der Brief an ihren Gatten vor ihr lag. Sie wußte, daß sie einen Besuch von Hector nicht eher als am späten Nachmittag erwarten konnte, da die Geschäfte, die er abzumachen hatte, nothwendig den größten Theil des Tages in Anspruch nahmen.

Obschon sie aber so einsam war und sich so elend fühlte, so empfand sie doch keine Sehnsucht nach Hector's Ankunft. Welche Linderung oder welchen Trost konnte er ihr auch bringen? Was war er weiter, als ihr Mitschuldiger, mit welchem sie sich zu einem Verbrechen verschworen, und welchem sie ihre Mithülfe zur Ausführung der bösen That feierlich zugesagt?

Unter den vielen Gedanken, welche sich in der Verwirrung ihres Hirns durcheinander drängten, trat besonders der hervor, daß es Verbrechern, welche sich mit einander zur Ausführung eines Mordes verab-

redet, ungefähr ebenso zu Muthe sein müsse, wie es ihr heute zu Muthe war. Sie konnte sich denken, wie dieselben, nachdem Alles besprochen und die Stunde verabredet wäre, auf den Schlag derselben warteten. Sie konnte sich denken, wie sie die kaum bemerkbare Bewegung der Zeiger auf dem Zifferblatt verfolgten und wünschten, daß die Zeit entweder für immerdar stillstehen, oder daß die Stunde da und die That vollführt sein möchte.

Die im Hause herrschende Stille kam ihr vor wie die, welche dem Tode und Entsetzen vorangeht. Sie dachte daran, wie ihr Gatte in einigen Tagen von seiner Reise heimkehren würde, um dieselbe dumpfe Stille im Hause und den ihn erwartenden Brief seiner Gattin auf dem Tische zu finden.

„Wenn er mich liebte, so würde dieser Streich ihn tödten," dachte sie; „aber er liebt mich nicht. Sein Beruf ist seine Welt. Hätte er mich geliebt, so wäre es, glaube ich, mir leicht geworden, ihm meine Verirrung zu bekennen und ihn um Verzeihung zu bitten. Es wird ihm vielleicht leid thun, mehr um meinet- als um seinetwillen; sein Kummer aber wird nicht lange dauern. Er hat Westminsterhall und seine Hoffnung, in's Parlament zu kommen. Er ist nicht wie Hector; er würde seiner Liebe zu mir nie gestattet haben, ihn in seiner Carrière zu hemmen."

Es war ziemlich fünf Uhr, als sie sich aus dieser

kläglichen Apathie aufrüttelte und in ihr Zimmer ging, um die Zurüstungen zur Flucht zu treffen. Um halb sieben Uhr sollte sie diniren und hatte deshalb nicht viel Zeit zu ihrem Werke. Die Schmucksachen, welche ihr Gatte ihr geschenkt, legte sie eine nach der andern auf die Seite. Dieselben waren nicht sehr zahlreich, aber werthvoll, und ihre geschmackvolle Einfachheit gereichte Mr. O'Boyneville's Urtheil und Auswahl zur Ehre.

Wie jenes unglückliche Weib in dem Kotzebue'schen Trauerspiel konnte auch Lady Cecily nicht umhin, sich der Gelegenheit zu erinnern, bei welcher ihr jedes dieser Geschenke verehrt worden. Das Armband von Smaragden und Diamanten hatte sie an ihrem Geburtstag bekommen; die Cameen in etruskischer Fassung am Jahrestage ihrer Vermählung; die Türkisringe und Armbänder von massivem, mattem Gold zum Andenken an einen großen Triumph, von welchem die Berufsthätigkeit ihres Gatten gekrönt worden.

Der Gedanke an die stille Freude, welche aus seinen Zügen geleuchtet, als er ihr diese Geschenke gegeben, tauchte, während Cecily dieselben berührte, wieder in ihr auf.

„Ich glaube, damals muß er mich geliebt haben," murmelte sie, als sie sich des Abends erinnerte, an welchem er das Etui mit den Cameen aus der Tasche

genommen, um es auf den kleinen Tisch zu legen, an welchem sie bei ihrer Arbeit saß.

Zu jener Zeit hatte er sie ein wenig geliebt, dachte sie; auch als er sie aufgefordert, die Seine zu werden, hatte er sie ein wenig geliebt, stets aber mit jener gemäßigten und negativen Zuneigung, für welche allein Raum in der Brust eines Mannes ist, der sich einem anstrengenden Beruf widmet.

Cecily verstand nicht die Möglichkeit eines verborgenen Feuers, welches ruhig, aber unauslöschlich unter der kalten äußeren Rinde der Natur des Arbeiters brennt. Sie kannte nicht die Fähigkeit zu tiefem leidenschaftlichen Gefühl, welche in der Natur eines Mannes liegen kann, dessen tägliche Arbeit ihm zur Offenbarung des besseren und schöneren Theils seines Gemüths keine Muße läßt.

Sie hatte erwartet, in dem Ehegatten nur eine verbesserte Auflage des Liebhabers zu finden, und als sie nun fand, daß er etwas ganz Anderes war — ein Wesen, welches ihre Liebe als etwas Selbstverständliches hinnahm und sich zum Beispiel über einen ihrer neuen Hüte in unangenehm aufrichtiger, abfälliger Weise aussprach — so schloß sie daraus sofort, daß sie nicht mehr geliebt werde, und daß ihr Leben ein ödes und erbärmliches sei.

Als sie ihre Kleinodien, einige Kleider und einige andere unentbehrliche Gegenstände in den einzigen

Koffer, den sie mitnehmen wollte, gepackt hatte, war es mittlerweile Zeit zum Diniren geworden.

Sie begab sich daher in das Speisezimmer, wo, während sie sich zwang, einige Bissen zu sich zu nehmen, der unschätzbare Putkin sie bediente und der Abendsonnenschein die ihr gegenüber an der Wand hängenden dunkeln Gemälde beleuchtete.

Nach dem Glanz von Pevenshall sah hier Alles unaussprechlich öde, staubig und verräuchert aus. Cecily dachte an die mondhelle Terrasse und die herrliche von der Nacht geheiligte Sommerlandschaft. Sie glaubte sogar den Ton der leidenschaftlichen Worte Hector's zu vernehmen; dieselben erweckten aber in ihr keinen entsprechenden leidenschaftlichen Wonneschauer. Ihre Liebe war untergegangen in dem Elend, welches dieselbe über sie gebracht.

Sie dachte an jenes kleine bretagnische Dorf, welches er ihr mit so beredten Worten geschildert, das ländliche Asyl, in welchem sie die ersten wenigen Monate ihrer Vereinigung — allmächtiger Gott, welcher Vereinigung! — zubringen wollten. Ein unklares Entsetzen mischte sich selbst mit dem Gedanken an jenes bewaldete Gebirge und das purpurne Meer.

Ihr Geliebter hatte bei der Schönheit dieser Umgebung in seinen Gesprächen so oft und so gern verweilt; aber dennoch dachte Cecily hier in Brunswick Square, wo der Sommersonnenschein nur durch eine

schräge Staubsäule zu ihr drang, und wo eine Drehorgel bald näher, bald ferner heulte, an jenes ihrer harrende Paradies nur mit Schaudern.

Sie kam sich in dieser Krisis vor wie ein Wesen, welches zwischen zwei Existenzen stand — dem einförmig langsam dahinrauschenden Strom des alltäglichen Lebens und dem stürmischen Ocean der Leidenschaft und Schuld. Mit schmerzlicher Sehnsucht schaute sie nach dem Flusse zurück und mit unaussprechlicher Furcht dem Ocean entgegen.

Das unheimliche Banquet dauerte kaum eine halbe Stunde, und es war, als Cecily in den Salon zurückkehrte, erst sieben Uhr. Sieben Uhr! Nun mußte er bald kommen. Auch er hatte ohne Zweifel in einem seiner Clubs einen vergeblichen Versuch gemacht, das gewohnte Mahl einzunehmen. Die Krisis in dem Geschick eines Mannes von Erziehung und Bildung muß eine in der That verzweifelte sein, wenn er den Versuch, zu diniren, aufgiebt oder der Welt in nachlässiger, unordentlicher Kleidung gegenübertritt.

Es war sieben Uhr. Die Fenster standen offen, die Kanarienvögel wetzten die Schnäbel an den Drähten ihrer Käfige, und lärmende Kinder trieben sich unten auf der Straße herum. Cecily schaute aus dem Fenster auf dieselben herab und dachte an die Geschichten, die sie von Frauen erzählen gehört, welche auch so wie sie „davongelaufen“ waren.

Ganz besonders erinnerte sie sich einer solchen Geschichte, der Unglücksgeschichte einer Frau, die ihren Gatten und ihre Kinder in Folge einer Verblendung verließ, welche ein nie aufgeklärtes Geheimniß blieb. Die beklagenswerthe Frau erzählte später einer der wenigen Freundinnen, welche ihr nach dieser Zeit noch blieben, wie sie, gerade als sie die Schwelle ihres Hauses überschritt, eins ihrer Kinder schreien hörte oder zu hören glaubte, und daß sie in diesem letzten Augenblick bereut haben und umgekehrt sein würde, wenn nicht ein grausamer Luftzug die Thür hinter ihr zugeschlagen und dadurch ihr Schicksal besiegelt hätte. Die Klingel zu ziehen, hatte sie nicht den Muth. Sie ging, um das Wort zu halten, welches sie dem Manne gegeben, der sich zu ihrem Herrn und Meister gemacht, und um von diesem verhängnißvollen Tage an ihren Namen zu einem Hohn und Schimpf werden zu lassen.

Die Räder einer ungestüm um die Ecke biegenden Droschke streiften den Prellstein, während Cecily am Fenster stand und an jene jammervolle Geschichte dachte, und ihr Geliebter stieg aus. Er blieb noch einen Augenblick stehen, um den Kutscher zu bezahlen — er hätte dies thun müssen, auch wenn er im Begriff gestanden hätte, eine Mordthat verüben zu helfen — und der Kutscher fuhr, zufrieden mit dem, was er

bekommen, durch den räucherigen Sommerabendnebel langsam wieder davon.

Cecily stand noch am Fenster, als Major Gordon angemeldet ward. Sie wendete den Kopf herum und wartete auf das Eintreten des Geliebten. Selbst in diesem Augenblick aber und während er schon durch das dämmerige Zimmer auf sie zukam, bedachte sie, wie ganz anders sie ihn begrüßen würde, wenn sie sein Weib gewesen wäre, wenn sie ein Recht gehabt hätte, sich über seine Ankunft zu freuen.

„Meine theure Cecily!" sagte Hector mit leiser zärtlicher Stimme.

Sie reichte ihm schweigend die Hand, und er stellte sich neben sie an's Fenster, hielt die arme kalte Hand in der seinen und betrachtete Cecily mit dem Ausdruck unaussprechlicher Liebe.

„Meine theure Cecily, wie bleich Du in diesem Dämmerlicht aussiehst! Hoffentlich ist es eben nur dieses Licht, und Du siehst nicht wirklich so unwohl aus, wie Du mir vorkommst. Ich habe Alles besorgt, Theure. Ich bin bei den Advocaten, den Bankiers, den Mäklern — überall gewesen, und es steht mir nun frei, bis an's Ende der Welt zu gehen. Blicke auf, Theure, und sieh' mich an! Zeige mir das Antlitz, von welchem ich nach unserem Scheiden in Fortinbras auf meinem Rückwege nach Indien zu träumen pflegte."

Cecily hob ihr gesenktes Haupt empor und sah

Hector mit einem Blick so wehmüthiger Resignation an, daß er einen Stich im Herzen fühlte.

„Ach, Theure,“ hob er wieder an, „könntest Du nur der Zukunft so froh entgegensehen wie ich! Wohl weiß ich, daß Du viel leiden mußt — im Anfange; sobald wir aber einmal England hinter uns und die schönsten Länder der Erde vor uns haben, dann wird die unglückliche Vergangenheit hinwegschwinden wie ein Traum.“

„Glaubst Du das, Hector? Werde ich jemals vergessen? Werde ich jemals vergessen?“

„Wenn Du nicht vergessen kannst, so wird es meine Schuld sein. Das Glück Deines Lebens muß hinfort meine Aufgabe sein. Wenn Du unglücklich bist, so verdiene ich die härtesten, bittersten Vorwürfe. Und nun, Theure, laß uns zum letzten Mal über unsere Pläne sprechen. Hoffentlich bringt man uns jetzt noch kein Licht. Es ist so angenehm, in diesem träumerischen Zwielicht zu sitzen. Um dieses einen Abends willen werde ich immer gern an Brunswick Square zurückdenken, Cecily.“

Sie setzten sich an das offene Fenster, und Hector sprach von der Zukunft. Er sprach von der Zukunft, welche er bemüht war als eine einzige lange ununterbrochene Idylle darzustellen. Aber während er sprach, hätte die Unglückliche, die neben ihm saß, sich ihm gern zu Füßen geworfen und ausgerufen:

„Gieb mir mein strafbares Versprechen zurück! Hab' Erbarmen mit mir und laß mich frei!"

Gern hätte sie dies gethan, aber sie blieb neben ihm sitzen und hörte ruhig den hoffnungsvollen Worten zu, die in so seltsamem Widerspruch zu der dumpfen Angst standen, von welcher sie während dieses ganzen langen qualvollen Tags gemartert worden.

So saßen sie noch still in der Sommerabenddämmerung da, als plötzlich ein festerer Tritt als der Putkin's sich auf dem Vorplatze vernehmen ließ und gleich darauf die Thür sich öffnete.

„Laurence!" rief Cecily, indem sie aufsprang, als sie die eintretende breitschulterige Gestalt erkannte.

Es war in der That Mr. O'Boyneville, noch bedeckt mit dem Staub der Reise. Er schloß seine Gattin in seine Arme und küßte sie zärtlich. Dann begrüßte er Major Gordon höflich, bot ihm aber nicht die Hand.

„Putkin sagte mir, daß Du wieder da wärest," sagte er dann zu Cecily. „Was hat Dich so unerwartet zurückgeführt?"

Es dauerte einige Augenblicke, ehe Cecily antwortete, und selbst dann konnte sie nicht ohne Zögern sagen:

„Ich war des Aufenthalts in Pevenshall so überdrüssig."

„Ueberdrüssig! Ich glaubte, Du amüsirtest Dich dort sehr gut; indessen wenn es Dir einmal dort nicht mehr gefiel, so hast Du ganz recht daran gethan, nach Hause zurückzukehren. Wir wollen Licht und Thee bringen lassen.“

Mit diesen Worten näherte sich Mr. O'Boyneville dem Kamin, um eine der Klingeln zu ziehen. Zufällig wählte er die, die sich zunächst der Ecke des Kaminsimses befand, wo Cecily zwei an ihren Gatten adressirte versiegelte Couverts hingelegt hatte. Das eine enthielt den Brief, durch den sie ihre Flucht meldete, das andere die Schlüssel zu ihren Juwelen und ihrer Garderobe. Mr. O'Boyneville's scharfer Blick traf während des Klingelns diese Briefe.

„An mich?“ fragte er, indem er die Hand nach den beiden Couverts ausstreckte.

„Nein!“ rief Cecily hastig; „sie sind an mich!“ Mit diesen Worten riß sie die beiden Couverts von dem Kaminsims hinweg, steckte sie in die Tasche und setzte sich an den Tisch, an welchem sie den Thee zu bereiten pflegte.

Mr. O'Boyneville ging langsam im Zimmer auf und ab.

Major Gordon blieb an dem geöffneten Fenster stehen. Nichts hätte ungelegener kommen können, als diese unerwartete Rückkehr des Juristen, die höchst

wahrscheinlich die für den nächstfolgenden Tag getroffenen Arrangements störte.

Hector fühlte das Entwürdigende, was in seiner Stellung lag, vollkommen, war aber nichtsdestoweniger entschlossen, seinen Standpunkt zu behaupten. Höchstwahrscheinlich zog sich der Jurist unmittelbar nach dem Thee in sein Arbeitszimmer zurück und verschaffte dadurch Hector Gelegenheit, noch einmal, ehe er fortginge, mit Cecily unter vier Augen zu sprechen.

Es lag etwas unaussprechlich Drückendes in der Atmosphäre dieses Zimmers, und Hector Gordon fühlte dies, während er am Fenster stand und zuweilen hinaus auf die Straße, wo die Laternen düster in dem grauen Abendzwielicht brannten, bald wieder in das Zimmer herein blickte, in welchem sich die herculische Gestalt des Juristen hin und her bewegte.

Cecily saß unbeweglich da und hielt sich bereit, die einfache häusliche Pflicht zu erfüllen, die ihr heute Abend wie Ironie erscheinen mußte.

Es dauerte nicht lange, so kam Licht und das umfangreiche Theebret und die altväterische Theemaschine mit unmöglichen Löwenköpfen, welche Ringe im Rachen hielten.

Das Licht der Lampen war Cecily's schmerzenden Augen peinlich blendend. Sie begann mechanisch den Thee einzugießen, und die beiden Männer kamen an

den Tisch, um ihre Tassen aus den Händen der Hausfrau zu empfangen.

Während sie so neben einander standen, erwachte in Cecily's Gemüth der Gedanke an jenen einen Verrath, der unter allen menschlichen Verräthereien allein dasteht, und die Gestalt ihres sich über die Tasse neigenden Geliebten verschmolz sich in entsetzlicher Weise mit dem Bilde Judas Ischarioth's.

Mr. O'Boyneville trank seinen Thee nach seiner gewohnten zerstreuten Weise und schaute, während er langsam das Getränk schlürfte, anscheinend gedankenlos vor sich hin.

Nachdem er seine zweite Tasse geleert, erhob er sich und begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen, während Hector in der Nähe des von der Lampe erleuchteten Tisches saß und Cecily mit unruhigen, gespannten Blicken beobachtete.

„Du hattest mich wohl heute Abend nicht erwartet, Cecily?" sagte der Jurist.

„Nein, ich hatte Dich nicht erwartet."

„Ich hatte selbst nicht geglaubt, daß ich so bald wiederkommen würde; die Sache aber, welche mich jetzt beschäftigt, ist eine sehr ernste."

„So!"

Cecily sagte dies ganz mechanisch und blos weil sie fühlte, daß sie etwas sagen mußte.

Hector heuchelte nicht einmal irgend ein Interesse

an Mr. O'Boyneville's Conversation. Ein gewisser Grad von Verstocktheit hatte sich seit dem Eintritt des Juristen seiner bemächtigt, und er blieb schweigend sitzen, mit dem festen Entschluß, seinen Platz zu behaupten, obschon er recht wohl wußte, daß er kein Recht hatte, hier zu sein, und daß Cecily's Gatte guten Grund hatte, sich über seine Anwesenheit zu wundern.

„Ja, es ist eine sehr unangenehme Sache, eine peinliche Angelegenheit. Natürlich habe ich es blos mit der technisch-juristischen Seite zu thun. Man hat mich wegen einer Frage zu Rathe gezogen, die sich in Bezug auf einen Ehecontract herausgestellt hat; wenn aber die Leute die Meinung eines Anwalts zu hören wünschen, so müssen sie ihm außer den technischen Dingen auch noch andere mittheilen. Die arme Frau thut mir sehr leid."

„Was für eine arme Frau?" fragte Cecily, immer noch blos, weil sie sich verpflichtet fühlte, Interesse an den Tag zu legen.

„Die arme Getäuschte, welche ihrem Manne davongelaufen ist."

Wenn plötzlich der Blitz eingeschlagen hätte, so hätte sie kaum einen jäheren Schrecken empfinden können. Sie ließ jedoch ihren Gefühlen keinen Ausdruck. Bleich und regungslos saß sie da wie ein unglücklicher Verbrecher, der vor den Schranken

der Gerechtigkeit den furchtbaren Urtheilsspruch erwartet.

„Doch ich vergesse ganz, daß Du die Geschichte ja noch gar nicht kennst," hob der Jurist wieder an. „Wie ich eben sagte, es ist keine angenehme Geschichte, und vielleicht sollte ich Dir nichts davon sagen; aber ich bringe sie nicht aus den Gedanken. Dennoch ist es, Gott weiß es, eine sehr gewöhnliche Geschichte; nur ist die Sache in dem vorliegenden Falle ein wenig schlimmer als gewöhnlich, denn die beiden Eheleute hatten ganz glücklich mit einander gelebt."

„Aber warum verließ denn die Frau den Mann?" fragte Cecily.

Diesmal war es, als ob eine unbekannte Gewalt in ihrem Innern sie zu dieser Frage drängte, so peinlich waren ihr die Worte ihres Gatten, und so abgeneigt wäre sie gewesen, das Gespräch fortzusetzen, wenn sie die Macht gehabt hätte, es zum sofortigen Schlusse zu bringen.

„Warum sie ihn verließ?" wiederholte der Jurist. „Wer kann das wissen? In den Irrenhäusern sehen wir Frauen, welche glauben, Königinnen zu sein; wir sehen darin andere, die in plötzlicher Anwandlung von Raserei ihre eigenen Kinder umgebracht haben, und doch scheint von allen diesen Unglücklichen keine so wahnwitzig zu sein wie die Frau, von der ich jetzt spreche."

„Kennen Sie den Mann?" fragte Hector Gordon.

Er hatte sich während der letzten Worte des Juristen erhoben und stand jetzt an den Kaminsims gelehnt. Er fühlte sich gewissermaßen aufgefordert, sich bei dieser Discussion zu betheiligen und die Sünder, da nöthig, zu vertheidigen.

„Ja, ich kenne den Mann."

„Hatte er denn seine Frau sehr lieb?"

„Ich weiß nicht genau, was Sie unter diesem Ausdruck verstehen. Sie sind ein Mann der feinen Gesellschaft, Major Gordon. Sie gehören dem Westend und einem Kreise an, welchem seine Mittel erlauben die Bethätigung seiner Neigungen sich zur Lebensaufgabe zu machen. Mit dem Geschäftsmann ist es dagegen etwas Anderes. Dieser hat sehr wenig Zeit und Gelegenheit, den idealen Liebhaber oder den idealen Ehemann zu spielen. Dennoch schwebt ihm das Bild seines Weibes vielleicht auch sogar auf der Börse vor. Die Einzelheiten seines Geschäfts sind in den Augen anderer Leute trocken, unsauber und langweilig; dennoch aber arbeitet er vielleicht fortwährend für sein Weib und widmet seine Existenz vollständiger ihrem Glück und Wohlergehen, als wenn er an ihrer Seite den ganzen Tag lang am Ufer eines romantischen italienischen Sees herumschlenderte und blos die Lippen aufthäte, um die Unverbrüchlichkeit seiner Liebe zu betheuern. Ja, Major Gordon, die Liebe des Ge-

schäftsmannes ist die edlere, denn sie kleidet sich in die Gestalt unablässiger Arbeit und unendlicher Fürsorge, während die Liebe des reichen Müssiggängers nur ein seichter Vorwand für sinnliche Trägheit inmitten einer schönen Umgebung ist."

„Ich gestehe, daß mich in Bezug auf Ihren geschäftsmännischen Romeo einige Zweifel beschleichen," entgegnete Hector mit spöttischem Lächeln. „Eine Frau, die einen solchen Mann hat, ist blos eine höhere Art Haushälterin. Der Geschäftsmann arbeitet angestrengt, weil Geldverdienen seine Gewohnheit, sein Laster ist, wie bei Anderen das Schnapstrinken, nicht, weil er für sein Weib und seine Kinder ein Vermögen zu erwerben wünschte."

„Das glauben Sie wirklich?"

„Ganz gewiß glaube ich das."

„Dann meinen Sie wohl auch, dem angestrengt arbeitenden Manne könne nicht fortwährend ein schönes Bild von einer idealen Häuslichkeit vorschweben? Ich glaube nicht, daß Sie die Sitten und Gewohnheiten Ihrer Landsleute gut studirt haben, Major Gordon, denn sonst würden Sie den Geschäftsmann besser verstehen. Schauen Sie sich um und sehen Sie die Verkörperung des Glücks und Gedeihens eines Engländers in seiner Häuslichkeit. Diese ist es, wofür er arbeitet. Um diesen wonnigen Hafen zu erreichen, verbringt er die besten Jahre seines

Lebens in dem Rauch, dem Staub, dem Qualm und dem Wirrwarr des großen Kampfplatzes des Geschäftslebens. Und was repräsentirt sein Haus mit all' seiner Pracht an Gemälden und Mobilien, an Gärten und Ställen weiter, als seine Anhänglichkeit an sein Weib und seine Kinder? Möge er sich einen Palast bauen, wie er wolle, so wird er in seinen Clubs immer noch bessere Zimmer finden, als er sich selbst bauen kann. Wie gut er auch seinen Koch bezahlen möge, so wird es in der Reform- oder London-Taverne immer noch bessere Köche geben. Der fleißige Geschäftsmann aber bedarf einer Häuslichkeit, ein Speisezimmer, in welchem seine Kinder sich um ihn sammeln können, während er seinen Rothwein schlürft, und ein Gesellschaftszimmer, wo unter aller Pracht es auch einen Winkel für den Arbeitskorb seines Weibes, ein Versteck für das letzte neue Spielzeug seines Kindes giebt. Sie elegante Müssiggänger des Westends aber betrachten diesen Mann und seinen Bienenfleiß mit höhnischem Blicke und sagen, ein solcher Mensch könne unmöglich wissen, was Liebe zu seinem Weibe heiße. Ist dieses Weib obendrein ein schönes, so glauben Sie vollends, dem Manne weder Mitleid, noch Achtung schuldig zu sein. Was ist auch so eine armselige Geldverdienmaschine, daß man ihr Mitleid oder Achtung zollen sollte? Fluch und Verderben über die Häuslichkeit eines

solchen Menschen zu bringen, kann unmöglich Sünde sein."

„Sie sind heute Abend sehr beredt, Mr. O'Boyneville."

„O, Sie wissen ja, daß es mein Handwerk ist, zu Gunsten anderer Leute beredt zu sein. Dieser arme Mann dauert mich wirklich. Ich bin heute in seinem Hause gewesen. Ich hätte glauben mögen, es habe ein Begräbniß stattgefunden und der Sarg sei eben erst fortgetragen worden, so peinlich und drückend war die Verödung, welche darin herrschte.

„Und der Mann?" fragte Cecily diesmal mit wirklichem Interesse, „war er wirklich bekümmert?"

„Bekümmert! Kannst Du Dir den Kummer über einen Verlust denken, der weit schlimmer ist als der Tod, so daß es für den Trauernden ein Glück wäre, wenn er aus einem Traum erwachte und den Sarg seines Weibes neben sich stehen sähe? Bekümmert! Weißt Du, was ein gebrochenes Leben ist? Ich weiß es, Cecily. Durch die Thorheit eines Weibes werden allemal drei Menschenleben vernichtet und gebrochen."

„Lassen Sie den Mann, der diese Frau liebt, die volle Bürde seiner Schuld tragen," sagte Hector eifrig. „Machen Sie ihn für den Ausgang verantwortlich."

„Dann stehe Gott ihm bei, dem armen Unglücklichen."

„Sie bemitleiden ihn?"

„Kann ich wohl anders, als ihn bemitleiden? Sie

lesen von einem solchen Falle in den Zeitungen und Sie meinen vielleicht, der Verführer sei ein sehr interessanter Gesell. Er hat eine einfältige Frau überredet, ihren Namen der öffentlichen Schande preiszugeben, und er hat die Existenz eines ehrlichen Mannes vernichtet. Dies klingt Alles sehr heroisch, und die Leute fragen sich, in Besitz welcher höllischen Zauberkünste der Schurke wohl gewesen sei. Es erscheinen pikante Aufsätze über ihn in den Journalen. Ein Leitartikel macht ihn allerdings zum Gegenstand der allgemeinen Verwünschung, leiht ihm aber dabei zugleich doch einen gewissen poetischen Nimbus, und wenn seine Photographie veröffentlicht werden könnte, während seine Missethaten noch den Reiz der Neuheit haben, so würden sich Tausende von Käufern dazu finden. Haben Sie aber wohl je daran gedacht, wie das Leben dieser Leute sich gestaltet, wenn das öffentliche Aufsehen, das sie gemacht haben, vorüber und vergessen ist? Dann kommt die Züchtigung, dann kommt die alte, classische Vergeltung — Böses mit Bösem. Der Mann, der kein Bedenken trug, den ganzen Lebensplan eines Andern zu vernichten, findet sein eigenes Leben vergeudet und gebrochen. Was ist ihm fortan das ganze Weltall? Eine Einöde, in welcher er sich mit der unglücklichen Creatur bewegt, die er zu seiner Gefährtin gewählt."

„An der Seite des Weibes, welches er liebt, kann es für ihn keine Einöde geben.“

„Der Mann, welcher der Ehre und den Gesetzen der Gesellschaft Trotz bietet, wird finden, daß sein Haus noch etwas weit Schlimmeres ist als eine Einöde, er wird finden, daß es ein Gefängniß ist, in welchem zwei Galeerensclaven auf und ab wanken und die verhaßte Kette schleppen, welche sie aneinander fesselt. Möge der Verführer sein Opfer noch so feurig lieben, so wird ganz gewiß die Zeit kommen, wo er es hassen lernt. Es kommt die Zeit, wo die Stimme eines vergessenen Ehrgeizes ihn daran erinnert, wie viel er geopfert hat. Und wofür? Für das bleiche Antlitz einer Bereuenden, welcher beim Anblick der schlichtesten Bäuerin, die an der Seite ihres Mannes einhergeht, unwillkürlich die Thränen in die Augen treten.“

„Es müßte ein erbärmlicher Mensch sein, der die Opfer, die er dem Weibe, welches er liebt, gebracht, zählen oder berechnen könnte,“ sagte der Major.

„Der Mann, der das Weib eines Andern stiehlt, ist jedenfalls ein erbärmlicher Mensch,“ antwortete Mr. O'Boyneville. „Früher oder später wird er berechnen, was seine Thorheit ihn kostet, und die Frau, welche ihr Seelenheil gegen die Liebe dieses einen Menschen auf's Spiel gesetzt hat, wird eines Tages erwachen, um zu finden, daß sie das Spiel verloren

hat. Sie wird ihre eigene Reue sich in den Zügen ihres Geliebten spiegeln und mit etwas mischen sehen, was noch schlimmer ist als Reue. Sie wird sehen, wie er sein ödes, zweckloses Leben in einem fremden Lande, wahrscheinlich unter falschem Namen, zubringt, und überlegen, was aus ihm hätte werden können, wenn sie nicht gewesen wäre. Der Himmel sei ihr gnädig! Sie muß um ihrer selbst willen eine sclavische Anhänglichkeit an's Leben besitzen, wenn sie nicht an einem trüben Abend in aller Stille sich aus dem Hause schleicht, um sich in den nächsten Fluß zu stürzen. Nur ihr Tod kann ihrem Geliebten die Freiheit wiedergeben; die Schmach aber, die sie über den Namen ihres Gatten gebracht, kann sie selbst durch ihren Tod nicht tilgen."

Ein halberstifktes Schluchzen ließ sich vernehmen, als der Jurist schwieg. Er ging auf seine Gattin zu und fand, daß sie weinte, während sie sich das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Vergieb mir, Theure," sagte er in sanftem Tone. „Ich hatte nicht daran gedacht, daß dieser Theil der Geschichte sich nicht wohl eignet, in Deiner Gegenwart besprochen zu werden. Ich ließ meinen Worten freien Lauf, als ob ich im Gerichtshofe stände. — Warum wollen Sie schon fort, Major! Meine Frau wird sich sogleich wieder gefaßt haben. Wir wollen von dergleichen erbärmlichen Ausreißern nicht mehr sprechen.

— Ermanne Dich, Cecily! So ist's recht. — Müssen Sie wirklich fort?"

Diese letzte Frage war an Hector gerichtet, welcher seinen Hut ergriffen hatte, und blos wartete, um Abschied zu nehmen.

„Ja," sagte er, „es ist zehn Uhr. Ich werde mir erlauben, Lady Cecily morgen wieder zu besuchen. Ich — ich habe ihr etwas ganz Besonderes zu sagen."

„Dann werden Sie, fürchte ich, diese ganz besondere Mittheilung um einige Wochen aufschieben müssen. Ich gedenke morgen früh einen der ersten Züge zu benutzen und mit meiner Frau nach Devonshire zu reisen. Gute Nacht; da ich in mein Arbeitszimmer hinuntergehe, so kann ich Ihnen die Hausthür gleich selbst öffnen."

„Gute Nacht, Lady Cecily."

„Gute Nacht."

Diese Worte waren kaum hörbar. Cecily erhob sich, indem sie Hector die Hand reichte, und sie standen einander einige Augenblicke lang gegenüber, während Mr. O'Boyneville nach der Thür schritt.

Hector bat mit stummem, flehendem Blick um ein Zeichen, Cecily aber sah ihn mit dem irren, nichtssagenden Ausdruck der Betäubung an.

Sie so zu verlassen und an diesem Abend, dem Abend, welcher der Vorabend eines neuen Lebens sein sollte, war unaussprechliche Qual. Es war jedoch

kein Ausweg möglich. Das Auge des Juristen ruhte auf Hector und ein Wort, ein Blick konnte das Weib, welches er liebte, verrathen. Es war ihm deshalb nicht möglich, zu ermitteln, ob das zu morgen verabredete Stelldichein auf dem Bahnhofe gehalten werden sollte, oder ob Mr. O'Bonneville's Rückkehr Cecily's Flucht unmöglich machte.

Er konnte sich daher blos nach Art und Weise des allergewöhnlichsten Gastes verabschieden und mußte in Bezug auf Alles, was die Pläne und Hoffnungen des morgenden Tages betraf, dem Zufall vertrauen.

„Gute Nacht, Lady Cecily," sagte er nochmals und versuchte in diese wenigen Worte so viel Ausdruck als möglich zu legen."

Mr. O'Bonneville geleitete seinen Gast bis an die Hausthür und verweilte mit ihm noch einige Augenblicke an der Schwelle in freundlichem Gespräch.

„Sie haben also wirklich die Absicht, morgen nach dem Westen zu reisen?" fragte der Major.

Für den Menschen, der sich mit einer unehrenhaften Sache befaßt, ist die Ehre so gut wie nicht mehr vorhanden, und da Hector nicht im Stande war, mit der Frau zu sprechen, so versuchte er das, was er wissen wollte, von dem Manne zu erfahren.

„Ja," antwortete Mr. O'Bonneville. „Ich habe in jener Gegend Geschäfte zu besorgen, und da meine Frau nicht recht wohl aussieht, so werde ich sie mit=

nehmen. Einige Wochen in Clovelly oder in irgend einem Dorfe an der Seeküste werden sie wieder herstellen."

„Gedenken Sie zeitig aufzubrechen?"

„Ja, mit dem Achtuhrzuge."

Halb neun Uhr war die Stunde, wo der Zug nach Dover abging, und eine Viertelstunde vorher hatten Cecily und Hector einander auf dem Bahnhofe treffen wollen. Ihren Dienern hatte sie sagen wollen, sie reise nach Hampshire, um dort mit ihrer Tante zusammenzutreffen. Alles war besprochen und geordnet, nun aber ward ein Aufschub unvermeidlich, und Hector ahnte, daß Aufschub in diesem Falle den Ruin seiner Hoffnungen bedeute. Er wünschte dem Juristen gute Nacht und ging mit schwerem Herzen fort.

Mr. O'Boyneville lächelte, während er hinter dem Major die Thür schloß.

„Gott sei Dank, daß Alles so ruhig vorübergegangen ist!" murmelte er bei sich selbst. „Es war am besten, die Sache so in der Stille abzumachen. Wenn ich diesem Schurken eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, so würde mir dies ja immer noch freistehen."

Er ging nicht in sein Arbeitszimmer, sondern kehrte in den Salon zurück, wo er seine Frau niedergesunken auf der Stelle liegend fand, wo Hector Gordon

ihr Lebewohl gesagt. Er hob sie in seinen Armen empor und trug sie leicht wie ein Kind die Treppe hinauf.

Sobald er sie hier in ihr Zimmer gebracht hatte, klingelte er einer der Dienerinnen, ehe er dies aber that und ehe er Cecily aus ihrer Ohnmacht wieder zu erwecken sich bemühete, durchsuchte er in aller Ruhe ihre Tasche nach den beiden Briefen, welche sie von dem Kaminsims genommen. So rasch ihre Bewegung auch gewesen, als sie von den beiden Couverts Besitz genommen, so hatte das scharfe Auge des Juristen doch entdeckt, daß dieselben an ihn adressirt waren.

„Es ist besser, daß ich sie habe, als daß sie sonst Jemandem in die Hände fallen," sagte er, indem er die Briefe in die Tasche steckte.

Er übergab Cecily der Obhut der Dienerin und ließ einen Arzt rufen, dessen Dienste schon früher einige Male beansprucht worden. Diese ganze Nacht saß er an Cecily's Bett und blieb auch während des größten Theils des nächstfolgenden Tages auf seinem Posten.

Von der Reise nach Devonshire war natürlich unter solchen Umständen keine Rede weiter, und Hector Gordon, der, dem Schein verzweifelnden Trotz bietend, Tag für Tag sich einfand, sah gewöhnlich den Wagen des Doctors an der Thür stehen und erhielt von Putkin allemal die unabänderliche Antwort:

„Lady Cecily O'Boyneville ist immer noch sehr krank."

Es war eine lange, angreifende Krankheit, ein Fieber mit häufigem Delirium und furchtbarer Abspannung des Körpers und des Geistes.

So langsam und ermüdend aber auch die Krankheit ihrer Natur nach war, so kannte Laurence O'Boyneville doch kein Ermatten. Er pflegte sein Weib so zärtlich, wie je eine Mutter ihr Kind, genoß ein Stündchen Schlaf oder seine hastige Mahlzeit wie und wo er konnte, und nahm sich einen Arm voll Acten und Papiere mit in das Krankenzimmer, um hier in der stillen Nacht zu lesen und nachzudenken, während sein Ohr aufmerksam auf die mindeste Veränderung in dem leisen Athmen der geliebten Schläferin lauschte, und er seine Uhr vor sich auf dem Tische liegen hatte, um ja nicht die Stunde zu versäumen, wo die Medicin gereicht werden sollte.

Die gemiethete Wärterin, welche sich den gewöhnlicheren Verrichtungen des Krankenzimmers unterzog, schlief während dieser öden Nachtwachen friedlich im Nebenzimmer und pries später laut und mit beredten Worten das Lob dieses Ehegatten, der, wie sie auf Grund ihrer vielseitigen, langjährigen Erfahrung erklärte, in der „ganzen Christenheit" schwerlich seines Gleichen fand.

Achtes Kapitel.

Am Meeresstrand.

Psyche und die Zephyrn warteten auf die letzten Pinselstriche von der Hand des Meisters. William Crawford aber malte nicht mehr. Der Augenarzt, den er zu Rathe gezogen, hatte in Bezug auf die endliche Wiederherstellung seines Augenlichts noch keine definitive Meinung aussprechen wollen.

„Wir müssen warten," sagte er. „Sie müssen mir Zeit lassen."

Der Maler gehorchte seinem Arzt unbedingt, und nachdem er eine gewisse Zeit lang sich vorschriftmäßig verhalten, ging er, ebenfalls dem Rathe seines Arztes zufolge, mit seinem Diener Dimond nach einem am Meeresstrande gelegenen kleinen Dorfe in Dorsetshire. Genuß anderer Luft und namentlich einer besseren und reineren Luft, als die Atmosphäre in Kensington war, meinte der Augenarzt, könne nichts schaden, sondern möglicherweise nützen.

William Crawford bat ihn, ihm den einsamsten und ruhigsten Ort zu bezeichnen, der ihm bekannt sei, und nach diesem Orte begab er sich. Er reiste mit einem Nachtzuge, mit einem grünen Schirm über seinen armen, nutzlosen Augen, und das Factotum, welches ihm seit dem Beginn seines Wohlstandes gedient, war sein einziger Gefährte und Begleiter.

Bis jetzt hatte er sein furchtbares Geheimniß noch Niemandem mitgetheilt als dem Arzte und dem Diener. Freunde und Bekannte erhielten, wenn sie in den „Fountains" ihren Besuch machen wollten, die Antwort, Mr. Crawford sei krank, obschon nicht gefährlich; er habe sich bei seiner Arbeit allzu sehr angestrengt.

Der Maler konnte sich nicht überwinden, selbst seinem besten Freunde sein Unglück zu offenbaren; er konnte sich nicht überwinden, zu bekennen, daß seine Laufbahn geschlossen sei, daß im Zenith seines Ruhmes ein lebendiger Tod ihn ereilt habe.

Während der ganzen langen, finsteren, leeren Tage, der ununterbrochenen Nacht seines Daseins brütete er über seinem Unglück, nie wieder die Schönheit des Weltalls sehen, nie wieder der sterbliche Schöpfer unsterblicher Schönheit sein zu sollen.

Die Sprache hat keine Worte, um seine Verzweiflung zu schildern, wenn er bedachte, daß seine Laufbahn zu Ende sei, daß seine Hand nie wieder einen

Pinsel führen, daß seine Augen nie wieder durch den Glanz seiner eigenen Farben geblendet werden würden.

Er betete Tag und Nacht, aber er konnte sich nicht vermögen, die begeisterten Worte zu wiederholen, die vor der Stunde seines Unglücks sein tägliches und nächtliches Gebet gewesen. Er konnte nicht sagen: „Dein Wille geschehe!“ sondern rief immer und immer wieder: „O Herr, gieb mir mein Augenlicht wieder! gieb mir mein Augenlicht wieder!“

Er dachte an Andere, die von demselben Unglück befallen worden; alle diese aber hatte es verhältnißmäßig leicht berührt. Milton's erhabenste Gedanken fanden ihren Ausdruck erst, nachdem das äußere Weltall für ihn nicht mehr vorhanden war. Beethoven vollführte etwas, was fast ein Triumph über das Unmögliche zu nennen war, als sein Genius den Verlust seines Gehörs überlebte, obschon er unnennbare Qualen fühlen mußte, wenn seine Finger jene göttlichen Harmonien woben, welche er niemals hören sollte!

Welche Hoffnung aber blieb für den blinden Maler? Hinfort konnte auf William Crawford's Pfad kein anderes Licht fallen, als der bleiche Glanz des Ruhms der Vergangenheit.

So lange sein Unglück ihm noch neu war, gab er sich vollständiger Verzweiflung hin. Er beklagte sich gegen Niemand, er verlangte kein Mitleid, sondern

saß Stunde für Stunde und Tag für Tag in derselben Haltung da — lebendig todt.

Er wußte, daß er viele Freunde hatte, die sich unaussprechlich gefreut haben würden, ihm in diesen bitteren Tagen Trost zu bringen, Freunde, welche ihr Möglichstes gethan hätten, ihn durch angenehmes Geplauder, ernste Lectüre, Musik, Poesie, politische oder Stadtneuigkeiten zu erheitern. Er konnte es aber noch nicht über sich gewinnen, solchen Trost anzunehmen. Schon der Gedanke an freundlichen Umgang machte ihn schaudern.

„Ich werde niemals wieder malen," rief er; „ich werde niemals wieder malen! Die jungen Männer würden von mir sprechen und denken, wie sie von den Todten sprechen und denken. Sie würden freundlich sein und mich bemitleiden, aber ich mag ihr Mitleid nicht. Ich wünsche ihnen zu zeigen, daß ich mich noch nicht erschöpft habe, und daß es für mich auch noch einen Fortschritt giebt."

Eines Tages tastete der Maler sich nach der Staffelei, auf welcher die Psyche, jetzt mit einem Vorhang bedeckt, noch stand. Er riß den Schleier von seiner Gottheit hinweg und fuhr mit seinen zitternden Händen über die Leinwand. Seine Hände waren noch nicht an das Tasten gewöhnt und er besaß noch nicht das feine, zarte Gefühl des Blinden; wenn er aber hier und da auf Inseln von massiver Farbe

stieß, glaubte er vertraute Stellen seines Werkes zu erkennen.

„Das ist das Haar meiner Psyche," murmelte er. „Ich fühle die wellenförmigen Spuren des Pinsels. Dies hier sind die Schultern, die runden, perlfarbenen Schultern. Ja, ja, ich entsinne mich; hier hatte ich die Farbe ein wenig zu stark aufgetragen."

Er lehnte sein Gesicht gegen die Leinwand, und einige der bittersten Thränen, welche jemals dem Auge eines Mannes entfielen, rannen langsam auf das Bild, welches er nicht sehen konnte.

Er war sehr froh, sein eigenes Haus zu verlassen und den Fragen besorgter Freunde und Bekannten zu entrinnen. Er empfand eine nervöse Scheu vor jeder Offenbarung seines Unglücks.

„Würde Georgina mich wohl bedauern?" dachte er, denn selbst in dieser schwarzen Stunde seines Lebens machte seine Phantasie dann und wann einen verbotenen Ausflug und umschwebte die Dame der Eremitage. „Würde sie mich wohl bedauern? Nein; sie würde sich für mich blos als eine neue Art Löwen interessiren. Sie würde kommen und mich inständig bitten, mich in ihren Gesellschaften zu zeigen. Sie würde mich hätscheln und mich ihren Freunden als den blinden Maler, als die neueste Salonberühmtheit zur Schau stellen. Nein, ich will von ihrem Mitleid nichts wissen; so tief will ich nicht sinken. Ich will gehen

und mich in einem ruhigen Winkel verstecken und die Welt, wenn sie will, glauben lassen, daß ich todt sei.“

Nicht einmal seiner Tochter hatte William Crawford sein Unglück anvertraut. Sie war fern von ihm, in Pevenshall, umringt von Glanz und Heiterkeit. Was konnte es ihm nützen, ihr junges Leben durch die Kenntniß seines Unglücks zu trüben? Er dictirte seinem Factotum Dimond einen Brief, worin er Florence mittheilte, er habe sich an der Hand beschädigt und könne aus diesem Grunde nicht selbst schreiben; dennoch aber befände er sich bei vortrefflicher Gesundheit und stünde im Begriff, nach einem Orte an der Seeküste zu gehen, um dort einige Monate auszuruhen und sich zu erholen.

Das von dem Augenarzt gewählte Dorf war einer der einsamsten Orte, die es innerhalb der Grenzen der civilisirten Welt geben konnte. Hier stand nicht zu fürchten, daß irgend ein scharfblickender Fremder in dem Herrn, der, auf seines Dieners Arm gestützt und weder rechts noch links schauend, in melancholischer Haltung langsam auf dem Sande hin und her wandelte, den berühmten Maler William Crawford erkennen würde.

Das kleine Dörfchen bestand aus einer Gruppe Fischerhütten, einem Kramladen und einem armseligen Wirthshaus, in welchem man zuweilen nach Einbruch

der Dunkelheit die Stimmen der Fischer hörte, welche eins ihrer lärmenden Trinklieder sangen.

Einer jener Speculanten, welche fortwährend sich da und dort umhertreiben, in der Absicht, durch ihre Baulust sich und andere Leute zu ruiniren, hatte entdeckt, daß die Luft von Callesly Bay die balsamischste sei, welche jemals auf bleiche, welke Wangen die Rosen der Gesundheit zurückgeführt habe. Deshalb hatte er hier ein Hôtel errichtet, welches in Brighton oder Biarritz vielleicht einige Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, für den möglichen Bedarf von Callesly Bay aber ungefähr zwanzigmal zu groß war.

Vergebens war das Publikum durch Ankündigungen aller Art aufmerksam gemacht worden. Das eine Schaf, welchem die anderen Schafe nachspringen, hatte sich noch nicht versucht gefühlt, durch dieses specielle Loch im Zaune zu setzen, und das mit allen möglichen Reizen für einen „hohen Adel und ein verehrtes Publikum" ausgestattete Hôtel und Kosthaus zum „königlichen Phönix" erwies sich als eine schauerlich verfehlte Speculation.

Für William Crawford war dies nur um so besser. Was fragte er darnach, ob die Kellner unaufmerksam und die Speisen abscheulich waren? Während der letzten vier oder fünf Monate seines Lebens war er gewohnt gewesen, zu essen, ohne zu wissen, was er aß, und jetzt wäre selbst die vollkommenste Leistung

der Kochkunst in seinem Munde gewesen wie Staub und Asche.

Callesly Bay sagte dem Maler zu. Sein Diener theilte ihm mit, daß er außer einer alten contracten Dame, die sich täglich in einem Rollstuhl ausfahren ließ, und einem gelähmten alten Herrn, der die frische Luft am geöffneten Fenster seines Zimmers genoß, der einzige Gast in dem großen, kasernenähnlichen Hôtel sei.

Diese Mittheilung war für den Maler eine außerordentlich angenehme und beruhigende. In diesem stillen Asyl war er sicher. Hier gab es wenigstens keine spähenden Augen, die an seinem Thor Wache hielten, keine nach Neuigkeiten hungernden Journalisten, die, sobald sie etwas erfahren hatten, mit der Feder in das Tintenfaß fuhren, um, ehe noch fünf Minuten um waren, die Neuigkeit der ganzen Welt zu verkünden.

Tag für Tag wandelte William Crawford, auf den Arm seines Dieners gestützt, an dem sandigen Strande auf und ab und fühlte den milden Hauch des Seewindes sein Gesicht anwehen.

Es giebt kein Unglück, welches so schrecklich, und kein Leiden, welches so bitter wäre, daß die Qualen desselben für den Leidenden nicht durch die Gewohnheit gemildert würden. Allmählich begann sanfte, christliche Ergebung an die Stelle verstockter, heidnischer

Verzweiflung zu treten. Der Schmerz, der sich des Malers bemächtigt, verlor die erste Schärfe seines Stachels. Die Vergangenheit schien mit all' ihrem künstlerischen Stolz und Triumph sich immer weiter von der Gegenwart zu trennen, bis es dem Maler vorkam, als wäre seine Blindheit ein altes, ihm vertrautes Leiden, und als lägen die Tage seiner Arbeit und seines Ehrgeizes weit, weit hinter ihm. Holde Phantasiegebilde begannen ihm vorzuschweben, während er langsam auf dem Schauplatz ruhiger Schönheit einherwandelte, die er sich wohl denken, aber nicht sehen konnte, und das feine Gefühl der Malers läuterte sich zu dem noch feineren Gefühl des Dichters.

Für das Gemüth eines solchen Mannes ist es unmöglich, unfruchtbar zu bleiben. In einer solchen Seele lebt ein göttliches Licht, welches niemals erlöschen kann.

Wenn der Maler auch diesen stillen Strand in all' seiner Pracht des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs nicht sehen konnte, so sah er doch einen weit schöneren Strand und eine weit hellere Sonne, die hinter bezaubernden Wogen hinabsank. Aller Glanz des Traumlandes entfaltete sich vor diesen der Sehkraft beraubten Augen. Die unvergleichliche Geliebte des Praxiteles stieg auf aus dem sonnenhellen Meere, schön, wie als Apelles in ihr das Musterbild seiner Göttin erblickte.

Die Schatten der Vergangenheit gingen in der Phantasie des blinden Malers in Licht über. Er vergaß sich und seinen eigenen Verlust, während er an schönere Schöpfungen als seine eigenen dachte. Schon der Hauch des Oceans rief göttliche Gebilde in seinem Gemüth hervor. Es war nicht die Küste von Dorsetshire, auf welcher er wandelte. Der Sand unter seinen Füßen war der goldene Sand des Feenlandes. Das Meer, dessen rollende Wogen seinem Ohr Musik machten, war das Meer, welches Aeneas zu Dido, der verhängnißvolle Ocean, welcher Telemach zu Kalypso trug, die Welle, welche die weißen Füße Andromeda's leckte, die Wasserwüste, auf welche eine tödtliche Windstille sich herabsenkte, als Agamemnon seine Flotte nach Troja unter Segel gehen ließ und die beleidigte Diana den frevelnden Jäger mit ihrem Zorn heimsuchte.

„Wenn ich es erlebe, je wieder malen zu können, so will ich etwas noch Besseres schaffen als Dido und Psyche," sagte William Crawford, denn so wie die schwarze Nacht seiner Verzweiflung vor dem göttlichen Licht der Poesie zurückwich, fühlte er in seinen gefesselten Händen eine wunderbare Gewalt, und während er Stunde für Stunde über den Bildern brütete, die noch gemalt werden sollten, kam es ihm vor, als ob in den Tagen seiner Finsterniß ihm neue Lichter aufgedämmert wären — Lichter, die

ihm für die noch übrige Zeit seines Lebens treu zur Seite bleiben und ihn bei seiner künftigen Arbeit leiten würden — dafern es nämlich Gott gefiele, ihm sein Augenlicht wiederzuschenken.

William Crawford befand sich seit über einem Monat in Callesly Bay, und die Seewinde begannen ihre balsamische Sommerwärme zu verlieren. Er war jetzt an sein Gebrechen gewöhnt, vollkommen resignirt und sehr ruhig. Tag für Tag machte er dieselben Spaziergänge, malte sich die wechselnden Schönheiten der Umgebung und befragte zuweilen sogar den prosaischen Dimond in Bezug auf das Aussehen des Meeres und des Himmels.

Seit den letzten zwei oder drei Wochen hatte er angefangen sich wieder einigermaßen für die Außenwelt zu interessiren, welcher er einst angehört, und das Factotum, welches ein wenig besser las als die Mehrzahl seiner Collegen, vertrieb ihm Abends die Zeit durch Vorlesen aus den Zeitungen und versuchte sich zuweilen sogar an einer vom Wirth des Hôtels entliehenen Taschenausgabe der Werke Shakespeare's.

An einem schönen Herbstnachmittage fühlte der Maler ganz besonders den Mangel eines Gefährten, der ein wenig mehr Bildung und Sympathie besäße als Dimond, das Factotum. Er war auf dem Sande hin und her spaziert, bis er ganz müde war, und hatte sich dann auf einen niedrigen Felsblock gesetzt,

auf welchem er gleich seit seiner ersten Ankunft an diesem ruhigen Strande zu sitzen pflegte.

Hier gab er sich, während der treue Dimond an seiner Seite weilte, ganz dem Einfluß der balsamischen Luft hin. Er wußte, daß zu einer solchen Stunde und bei einer solchen Atmosphäre am westlichen Himmel unaussprechliche Schönheiten und herrliche Farbenabstufungen zu sehen sein mußten, und gern hätte er den prosaischen Lippen des Factotums so zu sagen eine Uebersetzung dieser für ihn unsichtbaren Schönheiten abgepreßt.

„Steht die Sonne tief, Dimond?“ fragte er.

„Ja, Sir, ungewöhnlich tief. In meinem ganzen Leben habe ich nie so etwas gesehen, wie die Sonnenuntergänge hier an der Seeküste. Es geht so geschwind damit.“

„Ich dachte mir gleich, daß die Sonne tief stehen müßte. Ich fühle ein Licht auf meinem Gesicht; es ist ein rothes Licht, nicht wahr, Dimond?“

„Ja, Sir.“

„Und der Himmel? Der Himmel muß jetzt sehr schön sein — nicht wahr, Dimond?“

„Ja, Sir. Es ist wirklich ein sehr schöner Nachmittag; wenn mich aber meine Hühneraugen nicht täuschen — entschuldigen Sie, daß ich davon spreche, Sir — so werden wir bald Regen bekommen,“ setzte der prosaische Dimond hinzu.

„Ach, schweig doch von Deinen Hühneraugen, Dimond!“ rief der Maler ungeduldig. „Du sollst mir sagen, wie der Himmel aussieht. Ich habe mir immer gedacht, es müßte schön sein, eine Andromeda zu malen, deren Umrisse sich scharf gegen den Abendhimmel abheben, ohne weiter etwas als den Felsen, die niedrige Linie des purpurnen Meeres und eine einzige weiße Seemöve, die über dem Rande des Wassers schwebt,“ fuhr er, mit sich allein sprechend, fort, während Dimond zweifelhaft windwärts schaute und über das prophetische Brennen seiner Hühneraugen nachdachte.

„Sag' mir doch, wie der Himmel aussieht,“ rief Mr. Crawford. „Du siehst einen breiten Streifen dunkler Rosenfarbe, der in Amethyst und dann in bleiches, durchsichtiges Opal übergeht, nicht wahr, Dimond?“

„Was Opal ist, weiß ich nicht, Sir; der Himmel sieht aber so bläulich und grünlich, ungefähr wie das schlechte, dicke Glas, welches man zuweilen an Waschhausfenstern sieht.“

„An Waschhausfenstern! O Dimond, geh' nach Hause und hole mir den Shakespeare — den zweiten Band der Trauerspiele — und ich will Dir eine Lection im Lesen geben. Du sollst mir, ehe wir zu Tische gehen, die Schilderung der Kleopatra vorlesen.“

Das Factotum gehorchte, froh, dem Ausfragen in

Bezug auf das Aussehen des Himmels überhoben zu sein, und der Maler blieb allein am Strande sitzen, lauschte dem dumpfen Murmeln der Wogen und dachte über jenes mögliche Bild der Andromeda nach.

Er sah mit dem Auge seines Geistes jede Wellenlinie der schöngerundeten Gestalt, scharf gegen den dunkeln Felsenhintergrund sich abhebend, das dunkle, herabfallende Haar, das weiße, liebliche, schwach von den letzten Gluthen des Sonnenuntergangs angestrahlte Antlitz, die verzweiflungsvollen, seewärts nach dem Ungeheuer ausschauenden Augen.

Andromeda's bleiche Schönheit erfüllte das Gemüth des Malers. Er hörte das dumpfe Stöhnen der erbarmungslosen Wogen, das Seufzen der Nachtwinde im Haar des Opfers, ja, er glaubte fast das Rauschen der Fittige des Rosses zu hören, auf welchem der Retter herbeieilt, und so getäuscht durch Klänge, die gar nicht vorhanden waren, überhörte er ein Geräusch, welches sich in diesem Augenblick wirklich bemerkbar machte — das Rascheln eines seidenen Frauengewandes, das weiche Flattern eines Frauenshawls.

„Träumen kann ich von meinen Bildern, malen aber werde ich nie wieder!" rief William Crawford hoffnungslos.

Während er noch sprach, legte sich eine sanfte Hand auf seinen Arm, und er erwachte aus der Vision An=

dromeda's, um zu wissen, daß ein lebendes, athmendes Weib an seiner Seite stand.

„O ja, Sie werden wieder malen, Mr. Crawford. Die Prüfung ist eine bittere, aber sie wird, so Gott will, ihr Ende erreichen. Warum überließen Sie es mir, selbst ausfindig zu machen, was geschehen?"

„Mrs. Champernowne!"

„Ja, die Frau, deren Freundschaft Sie im vergangenen April so grausam zurückwiesen, und welche jetzt kommt, um Ihnen dieselbe nochmals anzubieten — auf den Knieen, wenn Sie wollen. Ich glaube, an diesem wonnig einsamen Orte könnte man fast wagen, wirklich auf die Kniee niederzufallen."

„Mrs. Champernowne!"

„Nennen Sie mich Georgina," sagte die Wittwe mit leiser, harmonischer Stimme. „Ich komme, um Ihnen meine Freundschaft anzubieten, und heute bedeutet Freundschaft Alles, was Sie wollen. Ich habe seit jenem Tage in Kensington meinen eigenen Egoismus hassen gelernt. Ich habe einsehen gelernt, daß eine Frau nicht ihr eigenes Leben leben kann, daß früher oder später die Zeit kommt, wo die Nähe eines theuern Gefährten für ihre Existenz nothwendig wird, wo der Verlust eines einzigen Freundes ihrem Leben jeden Reiz raubt. Ich habe Sie schmerzlich vermißt, William. Sie wissen nicht, welch' eine öde Zeit dieser letztvergangene Sommer für mich gewesen ist."

„Meine Theure! Kann ich glauben — kann ich denken —“

Dieser wachende Traum, die an sein Ohr schlagenden zärtlichen Worte, die seinen Arm umschließenden weichen Hände — alles dies schien dem Maler eine weit abenteuerlichere Vision zu sein, als irgend ein Traum von Andromeda. Und dennoch war Alles süße Wirklichkeit; die weichen Hände waren warm von Leben, und ihre Berührung durchzitterte ihn wie ein magnetischer Schauer bis in sein innerstes Herz.

„Meine Theure, wollen Sie mir den Verstand rauben? O Georgina, Ihre Gegenwart hier ist wie ein Traum; wenn ich aber daraus erwache, um zu finden, daß Sie mit mir gespielt haben, so werde ich sterben. Die Qual einer solchen Täuschung würde mich tödten.“

„Wissen Sie, daß Sie sich sehr schlecht gegen mich benommen haben?“ hob die schöne Wittwe wieder an. „Sie müssen gewußt haben, daß ich Sie liebe. Erinnern Sie sich, wie demüthig ich um Ihre Freundschaft bat! Sie verschmähten mich aber und schickten mich fort, blos weil ich nicht bereit war, sofort und nach Ihrem Belieben auf meine kostbare Freiheit zu verzichten. Ich sollte meinen, Sie hätten ein wenig mehr Geduld mit mir haben können, Mr. Crawford. Rubens hätte nimmermehr drei Weiber bekommen, wenn er gegen die Launen der Frauen nicht etwas

mehr Nachsicht geübt hätte. Dies verzeihe ich Ihnen jedoch; was ich Ihnen aber nicht verzeihen kann, ist die Grausamkeit, mit der sie mich in Unkenntniß von dem schweren Schlage ließen, der Sie in der letzten Zeit getroffen. Sie hätten wissen sollen, daß, je launenhafter und schwerer zu befriedigen eine Frau im Allgemeinen sein mag, sie geeigneter ist, da, wo es noththut, die Stelle des rettenden, dienenden Engels zu vertreten. Ja, Mr. Crawford, es war sehr grausam von Ihnen. Während des ganzen Sommers hab' ich an Sie gedacht und mich in Muthmaßungen erschöpft, was Sie wohl machten, und warum Sie nicht zu mir kämen, um sich wieder mit mir zu versöhnen. Erst diesen Morgen erfuhr ich aus einem kleinen Artikel in einer Zeitung, was geschehen. Ich ließ sofort anspannen und fuhr stracks nach den „Fountains", wo ich die Diener zwang, mir zu sagen, wo Sie jetzt weilten."

„Meine theure Georgina! Mein Engel! Treiben Sie auch keinen Spott mit mir, und darf ich Sie wirklich bei diesem Namen nennen?"

„Sie können mich nennen, wie Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie mich später Ihr Weib nennen. Helene Vicary hat mich hieher begleitet. Ich gab ihr blos zwanzig Minuten Zeit, sich zur Reise fertig zu machen. Wissen Sie, was ich zu ihr sagte?"

„Nein, das weiß ich nicht, Theuerste."

„Ich sagte: Helene, ich reise nach Dorsetshire, um Mr. Crawford zu bitten, mich zu heirathen. Packe sofort Deine Sachen zusammen und vergiß nicht, ein weißes Kleid mitzunehmen, denn höchst wahrscheinlich wirst Du als meine Brautjungfer figuriren müssen."

„Nein, Mrs. Champernowne, ein solches Opfer kann ich nicht annehmen. Mein Unglück hat mich nach Gottes Willen heimgesucht, und ich will es muthig tragen. Ich will es nicht benutzen, um von der Großmuth eines Weibes das zu gewinnen, was ich von ihrer Liebe nicht erlangen konnte."

„Kann es wohl einen eigensinnigeren Mann geben, als Sie sind, William?" rief Mrs. Champernowne. „Muß ich das Geständniß meiner Thorheit wiederholen? An jenem Tage, wo ich Ihre Liebe zurückwies, wußte ich nicht, was ich that. Erst später, als Tage und Wochen vergingen und ich mein Dasein ohne Sie ertragen mußte, erst dann sah ich ein, daß ich etwas verloren, dessen Verlust mir das Leben werthlos macht. Soll ich Ihnen immer und immer wieder sagen, wie innig ich Sie liebe? Ich habe Sie so lange geliebt, daß ich nicht sagen kann, wann meine Liebe begann. Es ist aber möglich, daß meine Demüthigung zu spät kommt. Sie haben mich vergessen gelernt, oder noch schlimmer, Sie haben jemand Anderes ebenso lieben gelernt, wie Sie mich einst liebten."

„Wie? ich sollte Sie vergessen haben, ich sollte eine Andere lieben, nachdem ich Sie gekannt, mein Idol, meine Göttin! Ich liebe Sie bis zum Wahnsinn, und meine einzige Furcht ist, daß Sie blos aus Mitleid, aus Großmuth, aus Selbstverleugnung —"

„Aus Selbstverleugnung! Sie sollten doch wissen, daß ich die egoistischste aller Frauen bin. Doch da kommt Ihr Diener. Wollen Sie mir gestatten, Sie nach dem Hôtel zurückzugeleiten? Ich habe mein Absteigequartier in demselben Hôtel genommen, und meine arme Helene wartet auf das Diner. Wollen Sie sich mir anvertrauen und Ihrem Diener befehlen, uns zu folgen, William?"

Wie konnte sie fragen, ob er dies wollte? Der süße, magnetische Schauer durchrieselte ihn wieder bis in's innerste Herz, als Georgina Champernowne sanft ihren Arm in den seinen legte. Wie sorgsam leitete sie seine Tritte! Wie leicht ward es ihm, an ihrer Seite einherzuschreiten! Er war nicht mehr blind. In dem Schutz des Weibes, welches er liebte, besaß er etwas Besseres und Edleres als das Augenlicht.

Ehe noch der Monat zu Ende ging, fand in Callesly Bay eine stille Hochzeit statt, und der Brief, welcher Florence vorsichtig von dem körperlichen Gebrechen ihres Vaters in Kenntniß setzte, war kein von orthographischen Fehlern wimmelndes Sendschreiben

des Factotums, sondern eine liebreiche Epistel von Frauenhand, „Georgina Crawford" unterzeichnet und am Vorabend des Tages geschrieben, wo der Maler und seine Gattin eine Reise nach Italien antraten.

Neuntes Kapitel.

Ein Erdbeben in der Geschäftswelt.

Der Herbst verging, und die Jagdreviere von Pevenshall gewährten einer Reihe von Gästen die Möglichkeit, sich zeitgemäß zu amüsiren.

Dieser zweite Herbst in Mr. Lobyer's Ehestand glich so ziemlich dem ersten, nur mit dem Unterschied, daß Florence ihren Gatten mit jedem Tage weniger und Sir Nugent Eversheb häufiger sah.

Howden Park, die Besitzung des Letzteren, lag in so kurzer Entfernung von dem prachtvollen Wohnsitz des Millionärs, und Sir Nugent war so allgemein beliebt, daß man sich kaum wundern konnte, wenn die junge Herrin von Pevenshall bei allen ihren Arrangements ihn zu Rathe zog und keine Tischgesellschaft als vollständig betrachtete, wenn er nicht dabei war.

Allerdings circulirten innerhalb eines bestimmten

Umkreises von Pevenshall allerhand pikante Gerüchte und Aeußerungen; Florence aber war natürlich die Allerletzte, die etwas davon erfuhr, und überdies auch nicht die Person, die sich durch den ersten Hauch der Verleumdung oder Lästersucht, auch wenn derselbe zu ihr gedrungen wäre, hätte warnen oder schrecken lassen.

Cecily lag noch krank in London; Mr. Crawford verbrachte im sonnigen Italien den süßesten Honigmonat, und Mr. Lobyer überwachte mit düsterem, ängstlichem Blick den Geld- und Baumwollenmarkt, denn es hatte sich am Horizont dieser prosaischen Welt während der letzten wenigen Monate eine große Wolke aufgethürmt.

Schon hatten sich in der Geschäftswelt furchtbare Erschütterungen kundgegeben, und Häuser waren gestürzt, die man für felsenfeststehend gehalten. Mr. Lobyer und seine Freunde von Manchester hielten in dem Cabinet des Millionärs feierliche Berathungen und sprachen über die unter den Mächtigen vorgekommenen Bankerotte mit ernsten, ominösen Gesichtern, aber trotzdem mit einem gewissen Grad von Salbung und Genuß.

Florence stellte sich nicht einmal, als ob sie sich für die commercielle Krisis oder das geschäftliche Erdbeben interessire.

„Alle Leute, die unserer Geschäftsbranche angehören, gehen ihrem Ruin entgegen, wie ich höre,“

sagte sie beim Frühstück zu ihren vertrauten Freunden in heiterem Tone. „Die grauen Shirtings gehen so flau wie noch nie, und die dummen Leute in Amerika benehmen sich gegen uns auf die störendste Weise. Alles, was mit Baumwolle handelt, ist verloren — wenigstens schließe ich das aus den düsteren Aeußerungen, welche Mr. Lobyer zuweilen fallen läßt. Aber nicht wahr, dies ist Alles weiter nichts als eine Monomanie, die sehr reichen Leuten eigen zu sein pflegt? Je mehr Billionen Einer besitzt, desto hartnäckiger brütet er über dem Gedanken, daß er zuletzt im Armenhause sterben müsse. Ich habe von solchen Leuten gehört, die sich blos aus dieser Furcht die Kehle abschnitten. Doch ernst gesprochen, ich hoffe, daß wir nicht ruinirt werden. Es wäre schrecklich, wenn die Teppiche aus den Fenstern der oberen Etage herausgehängt würden und schmutzige, widerwärtige Männer ein Inventar über unser Glas- und Porzellangeschirr aufnähmen."

So schwatzte Mrs. Lobyer in ihrer heitersten, ergötzlichsten Weise zur großen Belustigung ihrer auserwählten Freunde, welchen die Kabbala des Baumwollenhandels ein eben so schwarzes Geheimniß war als ihr selbst. Es saßen aber an dieser frivolen Frühstückstafel auch zwei oder drei ernste Geschäftsleute, denen Florence's leichtfertiges Geplauder vorkam

wie das Zwitschern eines unschuldigen Vogels, welches einen Sturm verkündet.

Die Tochter des Malers ging ihren eigenen Weg, und es gab keine befreundete Hand, welche sie an dem Weiterschreiten auf jenem gefährlichen Pfade gehindert hätte, den eine Frau so leicht einschlägt, wenn sie ganz ihrem eigenen Willen folgen darf.

Sie war nicht glücklich. Schon begann der Glanz ihres Lebens abgestanden und fad zu werden. Sie hatte sich für einen Preis verkauft, und der Preis war ihr mit freigebiger Hand bezahlt worden; in der letzten Zeit aber hatte sie angefangen sich zu fragen, ob der Austausch weiblichen Stolzes und jungfräulicher Reinheit unter den vortheilhaftesten Bedingungen erfolgt sei, die auf dem Heirathsmarkte zu erlangen möglich wären.

Pevensđall Place war allerdings ein prachtvoller Wohnsitz; dennoch aber schien es doch etwas Armseliges, Herrin im Hause eines Emporkömmlings zu sein, während in den innersten Tiefen ihres Bewußtseins die Ueberzeugung lauerte, daß sie in den uralten Gemächern von Howden Park hätte herrschen und ihren Platz unter den Magnaten des Landes einnehmen können, gestützt auf das unbestreitbare Recht des Ranges, anstatt der halb verächtlichen Duldung, welche man dem Geld angedeihen ließ.

Sie war nicht glücklich. Jene Fähigkeit zu weib-

licher Zärtlichkeit und Hingebung, welche den höchsten Reiz, aber auch die gefährlichste Schwäche des Weibes ausmacht, war in dem Herzen dieser jungen Frau noch nicht erweckt worden.

Sir Nugent Evershed's Umgang war ihr sehr angenehm und seine Huldigung die köstlichste Nahrung, welche jenem Alles verschlingenden Ungeheuer, der weiblichen Eitelkeit, dargeboten werden konnte.

Dennoch aber schlug kein Puls in Florence's Herzen schneller, wenn der Baronet sich näherte, und keine leere Stelle in ihrem Leben gab Zeugniß von seiner Abwesenheit, wenn er sie verließ. Sie hatte ihn gern, und sie beklagte es schmerzlich, daß sie ihn nicht schon in den Tagen kennen gelernt, wo sie noch Florence Crawford hieß. Wenn aber ihr Herz in der That wenigstens eine zärtliche Stelle hatte, wenn wirklich noch eine Spur mädchenhafter Romantik in ihrer Brust weilte, so war es doch nicht dieser elegante Baronet, sondern ein dunkeläugiger, bärtiger junger Maler, dessen Bild in diesem einen geheiligten Winkel dieser sonst so weltlichen Seele thronte.

Allein in ihrem Zimmer sitzend, pflegte sie oft Philipp Foley's kleines Meisterwerk zu betrachten und sich dabei in allerhand Vermuthungen über den Maler zu ergehen.

„Wahrscheinlich ist er nun auch verheirathet," dachte sie, „und hat sich irgendwo in jenem schrecklichen

Islington einen eigenen Hausstand gegründet. Ich denke mir in seiner Frau eine jener riesigen Creaturen, welche man schöne Frauen zu nennen pflegt."

Und indem Florence dies dachte, hob sie ihre Augen zu dem Spiegel empor, der das Bild ihrer schlanken kleinen Gestalt zurückwarf. Wenn aber auch die eine grüne Oase in der kahlen Wüste eines weltlich gesinnten Gemüths dem Landschaftsmaler angehörte, so war es doch nicht weniger gewiß, daß Sir Nugent Evershed's Gegenwart in hohem Grade geeignet war, den häuslichen Frieden von Pevenshall zu gefährden.

Wenn seine zarten Aufmerksamkeiten, seine stillen Huldigungen, seine anscheinend uneigennützige Unterwürfigkeit auch Florence's Stellung als Weib keine Gefahr brachten, so äußerten sie doch wenigstens die Wirkung, daß sie ihren Gatten in ihren Augen immer verhaßter machten. Gefallen hatte sie niemals an ihm gefunden, ihn aber gleichwohl in der ehrlichen Absicht geheirathet, sich zu bemühen, Gefallen an ihm zu finden, gerade so, wie manche Menschen ihr ganzes Leben lang die Absicht haben, eine fremde Sprache zu lernen oder Generalbaß zu studiren. Sie hatte es vielleicht auch wirklich ein wenig versucht, aber diesen Versuch sehr bald verzweiflungsvoll wieder aufgegeben, und von der Stunde ihrer Begegnung mit Miß de Raymond sich geradezu berechtigt geglaubt, den Mann, dem sie sich vermählt, zu hassen und zu verachten.

Während der letzten wenigen Wochen hatte sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben mit ihm gezankt, und obschon der Wortwechsel durch eine Kleinigkeit, die kaum des Erwähnens verlohnte, herbeigeführt worden, so war er doch deswegen nicht weniger bitter gewesen. Verletzende Worte waren auf beiden Seiten gefallen, die verletzendsten vielleicht von Seiten der ungestümen Florence, welche, wenn sie sich beleidigt und gekränkt fühlte, sehr leicht mehr sagte, als sie sagen wollte.

„Ich danke Dir für die Höflichkeiten, die ich soeben von Dir zu hören bekommen, liebe Florence. Nach der liebenswürdigen Offenheit, womit Du Dich heute gegen mich erklärt, glaube ich Dich nun ziemlich genau zu kennen; ich glaube aber nicht, daß Du mich hinreichend kennst. Du bist noch sehr jung und sehr unerfahren, und wirst, ehe Du noch viel älter bist, so manche Lehre zu beachten haben. Ich selbst hoffe das Vergnügen zu haben, Dir eine dieser Lehren zu geben.“

Dies waren Mr. Lobyer's letzte Worte, als er das Zimmer seiner Gattin verließ. Die darin liegende unbestimmte Drohung erweckte in ihr weder Unruhe noch Besorgniß. Sie wäre bereit gewesen, ihren Gatten um Entschuldigung zu bitten, wenn er ihr Gelegenheit gegeben hätte dies zu thun; Alles aber, was wie eine Drohung aussah, war mehr als irgend etwas Anderes geeignet, ihr Herz gegen den Herrn

und Meister zu verstocken, den sie im besten Falle nur geduldet hatte.

Nach diesem häuslichen Sturm folgte eine Todtenstille, während welcher der Gatte und die Gattin einander mit kalter Höflichkeit begegneten. Allmählich jedoch zog die Gewitterwolke aus Florence's sonnenhellem Gemüth wieder hinweg, und sie verfiel wieder in jene gutmüthige Sorglosigkeit, womit sie schon seither gewohnt gewesen, Mr. Lobyer und alle anderen nothwendigen Uebel hinzunehmen.

In der letzten Zeit war der Millionär womöglich noch weniger angenehm gewesen als gewöhnlich. Er zeigte sich düster und verschlossen, und so systematisch seine Gäste auch seine Gegenwart zu ignoriren pflegten, so gab es doch Zeiten, wo er einen erkältenden Einfluß in den glänzend erleuchteten Salon mitbrachte, gerade als ob er soeben vom Nordpol käme und die eisigen Stürme dieser Region in seinem Gewand trüge.

Florence machte — natürlich blos um ihrer Pflicht zu genügen — einige schwache Versuche, diese düstere Verschlossenheit zu durchdringen, sah sich aber rauh zurückgewiesen. Sie schloß daraus, daß ihr Gatte blos von der Monomanie befallen sei, welche die besondere Strafe der Billionäre ist, und daß sein düsteres Hinbrüten seinen Grund in der Furcht habe, im Armenhause sterben zu müssen.

Nachdem sie einmal zu diesem Schlusse gekommen

war, machte sie sich weiter keine Sorge über einen Gegenstand, der ihrem gewöhnlichen Gedankengange so fremd war.

Mr. Lobyer ging seinen Weg, und seine Gattin ging den ihrigen, und jene herrliche Ruhe, welche gewöhnlich in einem Hause herrscht, wo Mann und Frau einander vollständig gleichgiltig sind, herrschte eine Weile in Pevenshall, und hätte vielleicht noch längere Zeit angedauert, wenn nicht ein anscheinend ganz unbedeutendes Ereigniß eingetreten wäre und den heitern Horizont getrübt hätte.

Dieses unbedeutende Ereigniß bestand darin, daß einer der beiden riesigen Lakaien seinen Abschied nahm. Wodurch dieses schwere Unglück veranlaßt worden, dies zu ermitteln war Mrs. Lobyer völlig außer Stande, doch stellte sich so viel heraus, daß der Herr von Pevenshall sich gegen den stattlichen Diener auf eine Weise ausgesprochen, die kein derartiger Diener, der seinen eigenen Werth kannte, von irgend einem lebenden Herrn dulden konnte oder dulden durfte.

Der riesige Lakai hatte sofort seine Entlassung eingereicht, seinen rückständigen Gehalt empfangen und Abschied genommen, während sein Kamerad in einsamer Majestät zurückblieb und nun ebenso an Werth verloren hatte, wie eine Porzellanvase, wenn das dazu gehörige zweite Exemplar verloren gegangen ist.

Florence hörte von diesem Verlust nicht eher, als bis der Lakai Pevenshall bereits verlassen hatte. Als sie die erschütternde Kunde empfing, überließ sie sich für den Augenblick förmlicher Verzweiflung.

„Sie waren beide ganz genau von derselben Länge," rief sie in kläglichem Tone, „und über die Schultern von gleicher Breite. Zwei Lakaien von derselben Länge wären wohl leicht wieder ausfindig zu machen, aber was nützt dies, wenn der eine ein Hercules und der andere eine Hopfenstange ist? Nun, wo Jones fort ist, nützt mir Tomkins auch nichts mehr, so lange ich nicht einen passenden Kameraden für ihn finde. O Sir Nugent, Sie müssen mir beistehen und ein anständiges Gegenstück zu Tomkins auftreiben helfen."

„Ach, dummes Zeug!" sagte Mr. Lobyer. „Ich mag nichts mehr von dergleichen ausgesuchten Lakaien wissen. Diese Kerle glauben auf ihre Beine sich eben so viel einbilden zu können wie ein erster Tenorist auf seine Stimme, und geben daher einem solchen auch an Unverschämtheit nichts nach. Ich kenne einen Mann, der Jones' Stelle sofort bekleiden kann."

„Aber wird er auch passen?" rief die verzweifelnde Florence. „Das ist die Frage — wird er zu Tomkins passen?"

„Das weiß ich nicht, und es kümmert mich auch nicht," antwortete Mr. Lobyer kaltblütig. „Er wird mir passen, und damit ist's genug."

Florence machte große Augen und sah ihren Gatten einige Augenblicke lang starr an, als ob sie nicht recht gehört zu haben glaubte. So brutal Mr. Lobyer auch von Haus aus war, so hatte es ihm jedoch bis jetzt beliebt, seine Gattin in allen häuslichen Arrangements unbestrittene Autorität üben zu lassen, und daß er jetzt auf einmal sich einmischte, daß er sich zwischen sie und die geheiligten Symbole ihres Standes, die zusammengepaßten Lakaien, stellte, dies war ihr unbegreiflich.

Einen Augenblick lang schien ihr der Athem zu stocken, sie ermannte sich jedoch bald wieder und entgegnete mit gebührender Würde:

„Sie können sich Diener nach Belieben engagiren, Mr. Lobyer, ich aber erkläre, daß ich mich von keinem Lakai bedienen lassen werde, der nicht zu Tomkins paßt.“

Hierauf rief Mrs. Lobyer den Castellan und beauftragte ihn, sobald als möglich für Ausfüllung dieser Lücke in dem Dienstpersonal Sorge zu tragen. Nachdem sie auf diese Weise ihre Stellung so weit gewahrt, nahm sie die Beschäftigung des Augenblicks wieder auf und verbannte die Frage hinsichtlich der Zwillings-Lakaien aus ihren Gedanken.

Bei Tafel jedoch ward sie an ihren Verlust durch das Erscheinen eines blassen, untersetzten Mannes erinnert, dessen Livrée ihm viel zu lang und zu weit

war, der sich aber unter den anderen Dienern mit geräuschlosem Tritt und mit einer Ruhe und Sicherheit umherbewegte, welche verrieth, daß er aus einer guten Schule stammte.

Sie sah diesen Mann nicht eher wieder, als bis nächstfolgenden Tag, wo sie zufällig einige Minuten allein mit Sir Nugent im Morgenzimmer war und ein von diesem mitgebrachtes neues Gesangsstück probirte. Der neue Lakai trat in dieses Zimmer, um einige Blumen aus einer Jardinière zu nehmen, die in einer der Fensterbrüstungen stand.

Florence drehte sich am Piano herum, um zu sehen, was er mache.

„Wer hat Euch geheißen, diese Geraniums wegzunehmen?“ fragte sie.

„Einer der Gärtner schickte darnach, Madame.“

Der Mann verrichtete seinen Dienst geräuschlos und entfernte sich wieder.

„Dieser Mensch gefällt mir nicht!“ rief der Baronet, als die Thür sich hinter Mr. Lobyer's Schützling geschlossen hatte.

„Er scheint ein sehr guter Diener zu sein, aber zu Tomkins paßt er nicht,“ seufzte Florence.

„Er verrichtet seine Arbeit sehr ruhig,“ antwortete Sir Nugent, „aber er ist nicht wie ein Diener.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Es liegt in seinem Wesen etwas, was mir nicht gefällt, etwas Lauerndes, Schleichendes, Verstohlenes.“

„Wirklich? Ich habe das noch nicht bemerkt. Meinetwegen könnte er sich aber so lauernd und schleichend geberden wie ein Bandit in einer italienischen Oper, wenn er nur zu Tomkins paßte.“

Mrs. Lobyer nahm hierauf weiter keine Notiz von dem Diener, der von ihrem Gatten anstatt des stolzen Jones gemiethet worden. Sie fügte sich in seine Gegenwart sehr geduldig und verließ sich auf den endlichen Erfolg des Nachforschens ihres Castellans nach riesigen Leuten von Tomkins' Kategorie.

Sir Nugent Eversheb dagegen, der doch gar kein Recht hatte, gegen irgend ein Arrangement in dem Hause, in welchem er ein so häufiger Gast war, etwas einzuwenden, konnte sich nicht enthalten, seinen Widerwillen gegen den neu engagirten Lakaien wiederholt kundzugeben, der in Folge eines sonderbaren Zufalls während der Besuche des Barons allemal ganz besonders starken Dienst zu haben schien.

„Ich glaube, Sie müssen für diesen Mann eine geheimnißvolle Anziehungskraft besitzen, die in ihrer Art eben so stark ist wie Ihre Antipathie gegen ihn, denn ausgenommen wenn Sie hier sind, sehe ich ihn selten. Wirklich, das Vorurtheil, welches Sie gegen ihn haben, ist so abgeschmackt, daß ich nicht umhin kann darüber zu lachen,“ sagte Florence.

„Schleicher habe ich nie leiden können," antwortete Sir Nugent, „und dieser Mann ist ein Schleicher. Ich will Ihnen noch mehr sagen, Mrs. Lobyer — er ist gar kein Lakai."

„Kein Lakai! Was ist er denn? Doch kein verkleideter Gentleman?"

„Das allerdings nicht, aber ein Lakai ist er auch nicht. Ein Lakai trägt das unverkennbare Gepräge der Dienerstube an sich, bei diesem Manne aber ist nichts davon zu bemerken."

Mr. Lobyer hörte von diesen Ausstellungen des Baronets an seinem Schützling nichts, denn er hatte Pevenshall seit einiger Zeit verlassen und ließ bald von Manchester, bald von London, bald von Paris aus von sich hören.

Es standen in dem großen, prachtvollen Hause jetzt viele Zimmer leer, denn die August- und Septembergäste entfernten sich allmählich und Florence wollte ohne Mitwirkung ihres Gatten nicht gern neue Einladungen aussenden. Selbst während sie ihren eigenen Weg ging, hatte sie stets wenigstens so gethan, als ob sie sich seinen Wünschen füge, und er war ihr gewissermaßen nothwendig — ein socialer Gliedermann, ohne welchen ihr Gesellschaftszimmer unvollständig war.

Seine krampfhaften Reisen nach Manchester hatten die Arrangements des Hauses weiter nicht gestört;

jetzt aber, wo er Tag für Tag und Woche für Woche abwesend war, hielt Florence es für ihre Pflicht, in dem Hauswesen, welchem sie präsidirte, eine gewisse Gesetztheit zu bewahren.

Die Gäste, welche im Hause gewesen, verließen dasselbe, wie schon gesagt, einer nach dem andern, und es kamen keine neuen, welche die leeren Zimmer wieder gefüllt hätten. In Abwesenheit des Millionärs wurden keine Einladungen zu Tischgesellschaften oder Jagdfrühstücken erlassen. Major Henniker und Frau und eine sehr phlegmatische junge Dame waren jetzt die einzigen Gäste, und Florence würde die großen, geräumigen Zimmer sehr schauerlich gefunden haben, wenn nicht Sir Nugent Eversheb sie so oft besucht hätte, daß seine Pferde den größten Theil ihrer Thätigkeit auf dem Wege zwischen Howden Park und Pevenshall Place entwickelten.

Er kam fortwährend. Er hatte stets einen Vorwand zu kommen, und wenn er da war, einen Grund, längere Zeit zu verweilen. Er war Architekt und Philanthrop geworden, und interessirte sich eifrigst für jene Schulen und Arbeiterwohnungen, welche Florence im Begriff stand zu bauen. Die deshalb entworfenen Risse, Gutachten und Kostenanschläge gaben Stoff zu unendlichen Besprechungen.

Zuweilen war die alte, halb taube Mrs. Henniker, zuweilen auch die phlegmatische junge Dame anstands-

halber während dieser langen Besuche des Baronets mit zugegen, zuweilen aber, obschon sehr selten, saßen Sir Nugent und Mrs. Lobyer auch allein im Salon oder Morgenzimmer, oder spazierten an einem schönen Herbstmorgen die Terrasse auf und ab, und sprachen über die Schulen und Arbeiterwohnungen.

Es war etwas über einen Monat, seitdem der neue Lakai den riesigen Jones ersetzt, und fast seit dieser ganzen Zeit war Mr. Lobyer abwesend. Florence's Heiterkeit nahm in dem leeren Hause merklich ab. Sie litt schmerzlich in Folge jener peinlichen Reaction, welche die Strafe ist, die früher oder später von Allen bezahlt werden muß, welche versucht haben, sich durch fortwährende Aufregung ein unlauteres Glück zu schaffen.

Die langen öden Abende waren ganz besonders eine harte Geduldprobe für sie. Mrs. Henniker's Buntstickerei, die Leistungen der phlegmatischen jungen Dame auf dem Piano und die langen Geschichten des Majors aus den indischen Kriegen waren ihr langweilig und widerlich, und sie hätte aus Mangel an Zerstreuung umkommen müssen, wenn sie nicht ihre Schulen, ihre Arbeiterwohnungen und Sir Nugent Eversheb gehabt hätte.

An einem kalten Octobernachmittag war Major Henniker mit seiner Gattin und der phlegmatischen jungen Dame, die einige Einkäufe machen wollten,

nach Chiverley gefahren, und Florence saß allein im Salon mit einem sehr umfangreichen historischen Werke, welches sie kürzlich von ihrem Buchhändler in London zugesendet erhalten, einem Werke, welches sie sich jetzt mit verzweifelter Entschlossenheit anschickte zu lesen.

„Ich muß mich noch ein wenig bilden,“ sagte sie zu der Gattin des Majors, als diese sie aufforderte, den Ausflug mitzumachen. „Besonders in der Geschichte bin ich noch sehr weit zurück. In Chiverley habe ich nichts zu suchen, liebe Freundin, und werde daher diesen Nachmittag zu Hause bleiben und mich dem Studium der Geschichte des Hauses Tudor widmen. Ich werde zunächst über den lieben, guten, gewissenhaften Heinrich VIII. lesen, der erst seit einigen Jahren richtig verstanden wird.“

Als der Wagen mit ihren drei Gästen fort war, verschanzte sie sich in einem der bequemsten Lehnstühle und schlug in sehr geschäftsmäßiger Weise ihr dickes Buch auf.

Der Tag war kalt und windig, und es brannten lustige, erheiternde Feuer zu beiden Enden des gegeräumigen Gemaches.

Vielleicht ist noch nie ein historisches Werk geschrieben worden, in welchem nicht die ersten zehn Seiten ein wenig trocken wären. Der ernste Geschichtschreiber hat in der letzten Zeit dem Romandichter

manche Kunstgriffe entlehnt, keiner aber ist bis jetzt so kühn gewesen, sich sogleich in medias res zu stürzen und sein erstes Kapitel ungefähr so zu beginnen: „Ventre St. Gris!“ sagte der König, „ich habe nun von dieser Geschichte genug gehört und will mir die Ohren nicht länger vollschwatzen lassen; der Mann wird morgen hingerichtet!“ Eben so wenig hat er sich bis jetzt herabgelassen, sich hinterlistiger Weise in sein Thema dadurch hineinzuschlängeln, daß er zwei Reisende nebeneinander gegen Sonnenuntergang eine einsame Straße entlang reiten ließe.

Florence begann über der langweiligen Untersuchung der Vorzüge und Nachtheile der Lehnsherrlichkeit und Leibeigenschaft, womit das Geschichtswerk anhob, schon jämmerlich zu gähnen, als ein Diener eintrat und Sir Nugent Evershed anmeldete.

„Ach, mein werther Sir Nugent, das ist sehr freundlich von Ihnen!“ rief Florence, indem sie das dicke Buch mit einem Seufzer der Herzenserleichterung wieder zuklappte. „Nach dem langweiligen Abend, den Sie vergangenen Dienstag bei uns verleben mußten, fürchtete ich, Sie nicht so bald wieder hier zu sehen.“

„Ich habe in diesem Hause nie einen langweiligen Abend verlebt,“ antwortete der Baronet, indem er seinen Hut und seine Reitgerte auf einen kleinen Tisch legte und in einem niedrigen Lehnstuhl, sehr

dicht neben dem Florence's, Platz nahm. „Das sollten Sie doch wohl wissen, Mrs. Lobyer."

Es lag eine gewisse Beziehung in seinem Ton; Florence Lobyer aber war an diesen Ton gewöhnt und verstand alle dergleichen versteckte Angriffe zu pariren.

„Nein, davon weiß ich durchaus nichts," entgegnete sie in ihrer muntersten Weise. „Ich glaubte, Major Henniker's indische Geschichten hätten Sie ein wenig gelangweilt. Sie müssen dieselben schon mehrmals gehört haben. Wenigstens erzählt er sie aber gut."

„Trotzdem gestehe ich, daß ich dadurch allemal herzlich gelangweilt werde. Das, was mich zuweilen wider Willen nach Pevenshall lockt, ist nicht Major Henniker."

Florence nahm diese Bemerkung mit jenem naiven Ausdruck unschuldiger Ueberraschung hin, welcher einer vollendeten Coquette stets zur Verfügung steht.

„Sie bringen mir da wohl eine neue Idee zu meinen Arbeiterwohnungen mit?" sagte sie, indem sie auf eine Papierrolle zeigte, welche der Baronet in der Hand hielt.

„Ja, ich habe einen Freund in Oxfordshire, welcher Schulen für seine Armen gebaut hat, und ich bringe Ihnen hier eine Skizze von seinen Gebäuden."

Es entspann sich nun eine lange Discussion über die verschiedenen auf diesem Felde anwendbaren Baustyle, und dann kamen der Baronet und Mrs. Lobyer auf andere Dinge zu sprechen.

In Folge eines fast unbemerkbaren Ueberganges gewann die Conversation einen interessanteren und persönlicheren Charakter, und Florence fand, daß sie mit Sir Nugent vertraulicher sprach, als sie trotz ihrer intimen Bekanntschaft jemals bis jetzt mit ihm gesprochen. Sie waren so oft beisammen, gleichwohl aber so selten allein gewesen, daß sie nur wenig Gelegenheit zu vertraulicher Unterhaltung gehabt hatten. Uebrigens schien auch dieser Octobernachmittag mit dem frühzeitigen Dunkelwerden des Zimmers, während dieses blos von der rothen Gluth der niedergebrannten Feuer beleuchtet ward, gerade die rechte Gelegenheit zu freundschaftlichen, vertraulichen Mittheilungen zu sein.

Florence sprach mit ihrer gewöhnlichen Offenheit von ihrem Vater, von sich selbst, von ihrem Gatten, von der frivolen Leerheit ihres Lebens, und mit einem Male fand sie, daß die Conversation einen Ton gewonnen hatte, der, wie jede erfahrene Coquette weiß, gefährlich ist.

Sir Nugent begann allmählich davon zu sprechen, was für ein furchtbares Opfer Florence gebracht, indem sie Thomas Lobyer geheirathet, und wie bitter er vor allen anderen Männern dieses Opfer beklage und betraure.

Selbst in diesem Augenblick ward jedoch Florence's Lebhaftigkeit ihr nicht untreu.

„Ich bitte, Sir Nugent, nennen Sie es doch kein Opfer!“ rief sie. „Nichts ist mir mehr zuwider, als wenn meine Freunde in Bezug auf mich diesen Ton anschlagen. Ich habe Mr. Lobyer mit offenen Augen geheirathet, und es steht mir daher kein Recht zu, mich über den Handel zu beklagen. Er hat mir Alles gegeben, was er mir je zu geben versprochen.“

„Aber kann er Ihnen auch die Liebe geben, welche Sie geschaffen sind einzuflößen? Sie wissen recht wohl, Florence, daß er dies nicht kann. Es giebt in dieser ganzen Umgegend keinen Feldarbeiter, der weniger im Stande wäre Sie zu verstehen, oder der Ihrer Liebe als unwürdiger betrachtet werden müßte, als der Mann, den Sie Ihren Gatten nennen.“

Ehe Florence ihrem Bewunderer noch den gebührenden Verweis wegen seiner Keckheit ertheilen konnte, ergriff er die kleine Hand, welche phlegmatisch auf der Armlehne ihres Stuhles lag, und drückte sie an seine Lippen. Während sie ihm dieselbe mit zürnender Miene entriß und er wieder den Kopf emporrichtete, ließ er aufspringend einen plötzlichen Ausruf hören und blickte über Mrs. Lobyer's Kopf hinweg nach den großen Glasthüren des Palmenhauses, in welches man aus dem Salon gelangte.

„Ich wußte gleich, daß dieser Mensch ein Spion ist!“ rief er, indem er seine Reitgerte vom Tisch aufraffte.

„Wen meinen Sie?“ fragte Florence, erschrocken über den ungewohnten Ingrimm, der sich in Sir Nugent's Mienen malte.

„Der neue Lakai. Er hat es sich zum Vergnügen gemacht, unser Gespräch zu belauschen. Soeben sah ich sein angenehmes Gesicht dicht hinter einer dieser Glasthüren. Erschrecken Sie nicht. Es ist nicht der mindeste Grund dazu vorhanden, gleichwohl aber muß ich ermitteln, was die Unverschämtheit dieses Menschen eigentlich zu bedeuten hat.“

Mit diesen Worten ging der Baronet in das Palmenhaus und schloß die Thüren hinter sich. Florence wollte ihm folgen, konnte aber nicht weiter als bis zu den Thüren, denn sie fand, daß er dieselben nicht blos verschlossen, sondern auch verriegelt hatte.

„Warum hat er das gethan?“ fragte sie. „Er wird doch nicht einen Eclat herbeiführen wollen? Was hat es weiter zu sagen, wenn jener Mensch auch gehorcht hat? Es wird wenig Diener geben, die dies, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu bietet, nicht thäten.“

Sie schaute durch die Glasthüren; es war aber im Palmenhause sehr dunkel, und wenn Sir Nugent und der Lakai auch darin waren, so konnte sie dieselben doch nicht sehen. Am entgegengesetzten Ende befanden sich abermals Glasthüren, die auf die Terrasse hinausführten, und höchst wahrscheinlich hatte der Horcher in dieser Richtung zu entwischen versucht.

„Ich hoffe, Sir Nugent wird nicht so widersinnig handeln, den Mann zu verfolgen," dachte Florence. „Er wird nachgerade ein wenig lästig. Ich glaube, ich habe ihm zu oft gestattet, hieher zu kommen. Ich werde meine Würde geltend machen und einen Zwist mit ihm herbeiführen müssen."

Sie blieb noch eine Weile stehen und suchte mit ihren Blicken die in dem Palmenhause herrschende Dunkelheit zu durchdringen, konnte aber weder etwas sehen, noch hören. Sie ging an eins der Fenster und schaute auf die Terrasse hinaus, konnte aber auch hier nichts sehen. Sie setzte sich deshalb an's Feuer und wartete sehr ungeduldig auf Sir Nugent's Rückkunft.

So hatte sie über eine halbe Stunde gewartet, als er endlich durch das Palmenhaus wieder zurückkam.

„Nun," rief sie, „was soll das Alles heißen?"

„Es soll heißen, daß dieser Mensch ein Spion ist, welchen Mr. Lodyer gedungen, um Sie zu überwachen," antwortete Sir Nugent ruhig. „Ich glaube, ein solches Subject ist daran gewöhnt, dann und wann eine Tracht Prügel zu bekommen; eine nachdrücklichere aber, als ich ihm soeben verabreicht, hat der Schurke wahrscheinlich noch nicht geschmeckt."

„Ein Spion wäre er, der den Auftrag hätte, mich zu überwachen!" rief Florence mit dem Ausdruck der Bestürzung.

„Ja, so ist es. Ich zwang ihn, sein Handwerk zu bekennen und seinen Auftraggeber zu nennen. Wenn Sie an der Wahrheit meiner Worte zweifeln, so soll er sein Geständniß hier vor Ihnen wiederholen. Dergleichen Creaturen tragen kein Bedenken, zum Feind überzugehen. Ich habe ihm gute Bezahlung versprochen, und er wird daher nun eifrig bedacht sein, mir zu dienen, während die Furcht vor einer abermaligen Tracht Hiebe ihn abhalten wird, ungefällig gegen mich zu sein. Die Art und Weise, wie Ihr Gatte gegen Sie verfährt, ist seiner würdig, nicht wahr, Florence?"

„Aber was soll das heißen?" rief die Gattin des Millionärs. „Was in Himmels Namen soll das Alles heißen?"

„Ich schäme mich, es Ihnen zu sagen."

„Ich bestehe aber darauf, es zu wissen."

„Sie bestehen darauf?"

„Ja."

„Und Sie werden mir wegen des Schmerzes, den meine Mittheilung Ihnen bereitet, keinen Vorwurf machen?"

„Nein, nein!"

„Nun denn, wenn Sie mich fragen, was ich von dieser widerwärtigen Sache denke, so will ich meine Gedanken in den schlichtesten Worten aussprechen. Ich glaube, Ihr Gatte ist ein Schuft und hat diesen

Spion und Schleicher in's Haus gebracht, um auf diese Weise irgend etwas zu ergattern, wodurch er die Treue und Ehrenhaftigkeit seines Weibes verdächtigen, mit einem Worte etwas, was er als Scheidungsgrund benutzen kann."

„Als Scheidungsgrund! Sind Sie von Sinnen, Sir Nugent?"

„Nein, Florence; das, was ich Ihnen sage, ist blos die nackte Wahrheit. Verzeihen Sie mir, wenn dieselbe sich Ihnen in ihrer widerwärtigsten Gestalt zeigt. Was ich Ihnen jetzt mittheile, hat mir soeben jener Spion gestanden, denn ich hatte ihn an der Kehle gepackt, und er wußte, daß er die schönste Aussicht hatte, erwürgt zu werden, wenn er mit der Sprache nicht offen herausginge. Das Verhalten Ihres Gatten, Florence, war mir gleich vom ersten Tage an, wo wir uns in der Schweiz begegneten, ein Räthsel; in dem Wonnegenuß aber, den ich in Ihrer Gesellschaft fand, begnügte ich mich, dieses Räthsel ungelöst zu lassen. Heute zum ersten Mal wird mir die Lösung desselben klar. Thomas Lobyer haßte mich als Knabe, Thomas Lobyer haßt mich auch als Mann. Er hat meine Bekanntschaft hier cultivirt, weil ihm dieselbe nützlich unter Leuten war, bei welchem Reichthum nicht Alles gilt. Er hat mich benutzt, mittlerweile aber immer gehaßt und sich für die erste Gelegenheit zur Rache bereit gehalten. Jetzt glaubt er diese Gelegen=

heit in den Händen zu haben, und Sie, Florence, sollen dem niedrigsten Groll geopfert werden, der jemals das Herz eines Schurken erfüllt hat."

„Ich verstehe nicht," murmelte Florence hülflos; „ich verstehe nicht."

„Ja, es ist schwer für eine Frau, solche Nichtswürdigkeit zu verstehen. Ihr Gatte hat seinen Spion beauftragt, Sie zu belauern. Er weiß, daß Sie gut, treu und rein sind; er weiß aber auch noch etwas Anderes —"

„Was weiß er denn?"

„Er weiß, daß ich Sie liebe, Florence. Ja, die Zeit ist da, wo ich offen und deutlich sprechen muß; die Zeit ist da, wo Sie dieses Haus verlassen müssen, welches Ihnen kein geeignetes Obdach mehr bieten kann. Mr. Lobyer weiß, daß ich Sie liebe, er hat dies höchst wahrscheinlich schon seit längerer Zeit gewußt; aber er hat sehr geduldig auf seine Gelegenheit gewartet, und die Gelegenheit ist, wie er glaubt, nun da. Er hat seinen Spion beauftragt, uns zu belauern, und der Spion ist ohne Zweifel in seiner Lection nun gut bewandert."

„In was für einer Lection? Was soll der Mann erspähen?" rief Florence mit Entrüstung. „Sie müssen wissen, Sir Nugent Eversheb, daß, wenn Sie jemals sich unterstanden hätten, so zu mir zu sprechen, wie Sie jetzt zu mir gesprochen, die Thüren dieses

Hauses sich Ihnen auf immer verschlossen haben würden."

Die kleine, schlanke Gestalt schien, während sie diese Worte sprach, um zwei oder drei Zoll größer zu werden. Sie fühlte sich durch die Kühnheit ihres Bewunderers so tief beleidigt, als ob nie auch nur ein Hauch von Coquetterie die Reinheit ihres Wesens getrübt hätte. Sie war eine jener Frauen, welche sich ihr ganzes Leben lang auf der schmalen Scheidewand zwischen Schicklichkeit und Schmach im Gleichgewicht zu halten verstehen, ohne jemals auch nur im geringsten Gefahr zu laufen, nach der verderblichen Seite hinabzustürzen.

„Wenn dieser Mensch ein Spion ist, so fürchte ich ihn nicht!" rief sie entschlossen. „Möge er zu seinem Auftraggeber zurückkehren und ihm sagen, daß seine Mühe umsonst gewesen ist."

„Ein solcher Mensch wird nie zugeben, daß seine Mühe umsonst gewesen sei. Die Wahrheit verlangt Mr. Lobyer gar nicht zu hören. Er ist vielmehr bereit, jeder Lüge Gehör zu schenken, welche seinem Zwecke dient, und dieser Spion müßte ein weniger vollkommener Halunke sein, als wofür ich ihn halte, wenn er aus dem Geschwätz der übrigen Diener nicht genug herausborchte, um einem Rabulisten von Advocaten Stoff zum Anhängigmachen eines Processes zu geben, den Mr. Lobyer vielleicht auf die schimpflichste

Weise verliert, der aber immer Aufsehen genug machen wird, um Ihrem Namen, Florence, einen unauslöschlichen Makel anzuhängen."

Florence betrachtete ihren Anbeter mit todtenbleichem, verstörtem Gesicht, obschon aus demselben zugleich auch ein Ausdruck muthigen Trotzes leuchtete.

Sir Nugent Eversheb war kein guter Mensch, und wenn Thomas Lobyer, der Emporkömmling, den niedrigen Plan entworfen, seine junge Frau in Schmach und Verderben zu stürzen, so verschmähte Sir Nugent, der Edelmann, es nicht, die Niedrigkeit des Bürgerlichen sich zu Nutzen zu machen.

Dabei glaubte er nicht, daß in seiner Handlungsweise etwas Verwerfliches liege. Er bewunderte Florence aufrichtig. Er liebte sie, wie er seiner Natur nach jemand Anderes als sich selbst lieben konnte, und er war gegen ihren Gatten von wirklicher Entrüstung beseelt.

Gleichzeitig aber gewahrte er auch, daß dieser schmachvolle Handel ihm sehr gelegen kam, weil derselbe ganz vortrefflich geeignet war, die Dinge zu einer Krisis zu bringen, gerade als er einer Liebelei, die nun seit ziemlich einem Jahre sich immer in demselben Gleise bewegt, ohne ihm über das Herz der Frau, die er liebte, größere Gewalt zu verschaffen, beinahe überdrüssig zu werden begann.

Die Krisis war da, und er entdeckte nun mit

einem Male, daß er, der vollendete Höfling, der erfahrene Liebesritter, in seiner Meinung von dieser schönen, frivolen, coquetten jungen Frau sich sehr geirrt hatte. Er hatte erwartet, Florence Lobyer in der Stunde der Prüfung gänzlich schwach und hülflos zu finden, und siehe da! zu seiner Ueberraschung und Verwirrung kehrte sie sich entschlossen und herausfordernd wie eine Heldin gegen ihn, und er mußte vor ihrem furchtlosen Blick die Augen niederschlagen.

„Warum sagen Sie mir das?" fragte sie. „Wenn das Geschwätz der Diener meinem guten Namen schaden kann, so sind Sie es, dem ich dies zu danken habe. Wenn Ihre Besuche hier in Abwesenheit meines Gatten zu häufig gewesen sind, so tragen Sie die Schuld, denn Sie besitzen doppelt so viel Welterfahrung als ich, und hätten mich gegen meine eigene Unvorsichtigkeit schützen sollen. Ich habe Ihnen als Edelmann und als Ehrenmann vertraut, Sir Nugent Eversheb. Soll ich glauben, daß Sie keins von beiden sind?"

„Glauben Sie von mir nichts, als daß ich Sie liebe, Florence, und daß mir blos daran liegt, Sie gegen einen Schurken in Schutz zu nehmen. Die Anwesenheit eines gedungenen Spions in diesem Hause und das Geständniß, welches ich ihm abgepreßt, sind hinreichende Beweise von einem tief angelegten Plane. Sie müssen dieses Haus verlassen, Florence."

„Ich muß?“ wiederholte Florence naiv; „aber wann und wie?“

„Heute Nacht,“ flüsterte der Baronet, „und mit mir.“

Florence machte ihrem Anbeter einen tiefen Knix.

„Ich sollte,“ sagte sie, „mich durch Ihren Wunsch, sich mit mir gerade in dem Augenblick zu belästigen, wo, wie es scheint, mein Gatte mich loszuwerden sucht, eigentlich sehr geschmeichelt fühlen; ich habe aber durchaus nicht die Absicht, Pevenshall zu verlassen, Sir Nugent. Wenn es meinem Gatten beliebt, mich mit Spionen zu umgeben, so wird es meine Aufgabe sein, ihm zu zeigen, daß ich mich vor Spionen nicht fürchte. Es ist aber schon ein Viertel auf Sieben, und folglich für mich die höchste Zeit, Toilette zum Diner zu machen. Leben Sie wohl, Sir Nugent. Vielleicht wird es gerathen sein, wenn Sie, so lange der Spion im Hause und Mr. Lobyer abwesend ist, Ihre Besuche hier einstellen.“

„Wie Sie wünschen, Mrs. Lobyer,“ antwortete der Baronet mit stolz mürrischer Miene.

Er verließ das Zimmer und wartete unter dem Porticus, bis sein Pferd vorgeführt ward. Er hatte schon früher mehr als einmal in seiner Eigenschaft als Liebesritter eine Niederlage erlitten, eine so schimpfliche und unerwartete aber, wie heute, noch nie.

Florence trippelte mit höhnischem Lächeln über

zudringliche Bewunderer und gedungene Spione aus dem Salon hinweg; als aber die Thür ihres Ankleidezimmers sich hinter ihr geschlossen hatte und sie sich in diesem Heiligthum allein sah, da begrub sie ihr Antlitz in den Kissen eines niedrigen Sophas und brach in Thränen aus.

„Welch ein erbärmliches, inhaltleeres, frivoles Leben ist dieses!“ rief sie; „und was für ein verächtliches Geschöpf bin ich!“

Der Spion verschwand unmittelbar nach dem Auftritt, den er mit Sir Nugent Eversheb gehabt, von Pevenshall. Florence fragte am nächstfolgenden Tage nach ihm und erfuhr von dem Castellan, daß er sich auf geheimnißvolle Weise und ohne den Dienst zu kündigen entfernt habe.

„Ich bin froh, daß er fort ist,“ setzte der Castellan hinzu. „Es lag in seinem Wesen etwas Unheimliches und Verstecktes, so daß ich mich, wenn er mir zu nahe kam, allemal eines leichten Schauders nicht erwehren konnte.“ —

Sir Nugent Eversheb besuchte das prachtvolle Haus auf der Anhöhe nicht mehr, und Mrs. Lobyer wartete sehr ruhig ab, was das Schicksal ferner über sie verhängen würde.

Mr. Lobyer ließ nichts von sich hören, und weder ein Brief noch eine mündliche Botschaft verkündete

seine Rückkunft. Die phlegmatische junge Dame kehrte zu ihren Verwandten zurück, und Florence bat ihren lieben Major und dessen taube Gattin inständig, bei ihr zu bleiben und sie in den großen, leeren Räumen nicht allein zu lassen.

„Ich könnte meine Tante Jane kommen lassen," dachte sie, während sie über ihre Lage brütete, „ich glaube aber, diese würde in meiner jetzigen Gemüthsstimmung mich mit ihrem heillosen Geschwätz geradezu todtmachen."

Mit dem ganzen Temperament der jungen Frau ging eine gewaltige Veränderung vor. Sie war jetzt nicht mehr die lustige, flatterhafte Creatur, welche ihre Tage damit vergeudet hatte, daß sie von einem Vergnügen zum andern eilte und ihre extravagante Morgentoilette mit einer noch extravaganteren für den Abend vertauschte. Sie begann ein riesiges Unternehmen auf dem Gebiete der Buntstickerei und saß Stunde für Stunde bei ihrer lieben Mrs. Henniker, indem sie Stiche zählte und glitzernde Perlen mit der Nadel aufspießte. Mit wahrhaft erhabener Geduld hörte sie die indischen Geschichten des Majors an, während doch ununterbrochen der nun einmal erwachte Wurm an ihrem Herzen nagte.

Sie wußte, daß in ihrem Leben eine Krisis eingetreten war. Sie wußte, daß in der langen Abwesenheit ihres Gatten, in seinem hartnäckigen Schwei-

gen etwas Unheilverkündendes lag. Sie gedachte des thörichten Leichtsinns, womit sie die Lästersucht herausgefordert und derselben Trotz geboten hatte.

Vor allen Dingen erinnerte sie sich der Drohung, welche Mr. Lobyer bei Gelegenheit ihres einzigen ernsten Zwistes mit ihm hingeworfen, und indem sie diese Drohung mit der Anwesenheit des Spions und Sir Nugent's positiven Behauptungen in Verbindung brachte, sah sie ein, daß keine geringe Gefahr über ihr schwebte.

Ihr Gatte war ein Schurke; das wußte sie schon längst. Obschon selbst von Beginn an treulos gegen sie, war er gleichwohl im Stande, wegen des Schattens einer Untreue von ihrer Seite gegen ihn eine furchtbare Rache an ihr zu üben.

„Ich weiß, daß er grausam sein kann," dachte sie. „Ich entsinne mich seines Gesichts am Tage nach unserem Zwist, und ich weiß, daß ich keine Gnade von ihm zu erwarten habe. Ich bin kein gutes Weib gewesen, und ich kann mich kaum wundern, wenn er sich meiner zu entledigen wünscht, hätte er mich aber, als er mich heirathete, so redlich und wahrhaft geliebt, wie ich es von ihm glaubte, so hätte ich gewiß meine Pflicht gethan."

Sie wartete sehr geduldig auf die unbekannte Gefahr, welche sie von der Rache ihres Gatten fürchtete; die Tage und Wochen vergingen aber, ohne daß

eine prophetische Wolke den ruhigen Horizont verdunkelt hätte.

Diese unheimliche Periode der Ungewißheit war die peinlichste Prüfung, die sie jemals in ihrem ganzen leichtfertigen Leben zu bestehen gehabt, zu ihrer Ehre aber müssen wir sagen, daß sie diese Prüfung muthig und wacker bestand.

Endlich erschien die Wolke, eine große, schwarze Wolke, die aber dennoch nicht den socialen Sturm verkündete, welchen Florence gefürchtet. Die Wolke war vielmehr der Schatten eines Bankerotts.

Anfangs verbreitete sich ein leises Gerücht in Pevenshall, dann ward das Gerücht immer lauter, bis endlich die verhängnißvolle positive Nachricht kam. Der größte Sturz, der dieses Jahr in der Handelswelt vorgekommen, war der, mit welchem der Besitzer von Pevenshall zusammenbrach.

Der unbarmherzige „Geldartikel" in der Zeitung berichtete den Untergang des großen Mannes mit den kurzen Worten:

„Mr. Lobyer, Besitzer der nach seinem Namen genannten Spinnfabriken, zu Manchester in Kingsstreet und zu London in Mortimer Gardens, Hyde-Park, wohnhaft, Besitzer von Pevenshall Place in Yorkshire, hat mit einer halben Million fallirt."

Die nächste Nachricht, welche in Pevenshall einlief, war eine noch furchtbarere, so furchtbar, daß

Major Henniker sich verpflichtet erachtete, in Mrs. Lobyer's Interesse zwei Telegramme abzusenden — eins nach Rom, wo Mr. Crawford und seine Gattin kürzlich angelangt waren, und das zweite nach London an Mrs. Bushby, auch Tante Jane genannt, welche aufgefordert ward, sich schleunigst bei ihrer Nichte einzufinden.

Ehe noch Mrs. Bushby anlangen konnte, hatte Florence entdeckt, daß ein neues Unheil sie getroffen, und sie hatte den Major genöthigt, ihr die verhängnißvolle Kunde mitzutheilen.

Der Bankerott war blos der erste Act der socialen Tragödie gewesen und es war darauf ein zweiter und noch schrecklicherer gefolgt. Während die Zeitungsnachricht noch überall mit Schrecken und Erstaunen gelesen ward, hatte Thomas Lobyer in seinem Comptoir zu Manchester sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Die näheren Einzelheiten seines Ruins verdienen nicht hier näher erörtert zu werden. Durch welche falsche Züge auf dem Schachbret des Handels, durch welche wahnsinnige Gewinnsucht, durch welche plötzliche Anwandlungen von Vorsicht in Augenblicken, wo Ueberstürzung Klugheit, durch welche leichtsinnige Speculation in der Stunde, wo Zögern Rettung gewesen wäre, durch welche unheilvolle Schritte auf dem abwärtsführenden Pfad des Speculanten er seinem

Verderben entgegengeeilt war, dies kann hier wenig Interesse haben.

Zu seiner Ehre als durch und durch praktischer Geschäftsmann wollen wir hier blos erwähnen, daß er sich nie durch einen Act der Wohlthätigkeit auch nur um einen Sixpence ärmer gemacht, und daß kein ehrenhaftes Gewissensbedenken ihn jemals abgehalten hatte, sich auf anderer Leute Kosten zu bereichern. Seine eiserne Hand hatte rücksichtslos jede Gelegenheit zum Gewinn ergriffen, sein eisernes Herz war für die Bitte des Bedürftigen stets unzugänglich gewesen. Wenn er trotzdem zuletzt eine vollständige Niederlage erlitten, so hatte er doch wenigstens einigen Anspruch auf die Achtung der praktischen Geschäftsleute, und Niemand konnte sein Andenken durch jenes halbverächtliche Bedauern beleidigen, welches die Welt der Geldleute dem gutmüthigen, uneigennützigen Manne zollt, der Niemandes Feind gewesen ist, als sein eigener.

Epilog.

Nach dem furchtbaren Schlage, welche Florence Lobyer's kurzem Ehestande ein Ende machte, flüchtete sie sich zu ihrer Tante Bushby und nahm bei dieser ihren Aufenthalt, bis ihr Vater nach England zurückkäme und sie in den „Fountains" empfangen könnte. Zärtliche, von diesem edelmüthigen Vater dictirte und von Georgina's zierlicher Hand geschriebene Briefe gingen mittlerweile von Zeit zu Zeit ein, um die arme, tief niedergebeugte junge Wittwe zu trösten.

Aladdin's durch die dünne Luft himmelwärts schwebender Palast entschwand seinem zeitherigen Besitzer nicht vollständiger, als der Glanz von Pevenshall ihr entschwand, welche einst die Königin dieses prachtvollen Wohnsitzes gewesen.

Von allen Herrlichkeiten ihres Ehestandes nahm Mrs. Lobyer auch nicht die geringste Kleinigkeit mit

hinweg. Unerbittliche Beamte fielen über das stattliche Haus her, welches der ehrliche, fleißige Thomas Lobyer der Aeltere geschaffen, um einer strebsamen, ehrenwerthen Laufbahn ein dauerndes Monument zu setzen, und der jungen Wittwe ward zu verstehen gegeben, daß das Kleid, welches sie auf dem Leibe, und der Trauring, den sie am Finger trug, so ziemlich das Einzige seien, was sie berechtigt sei, mit fortzunehmen.

Die arme Florence trennte sich gern von dem kostbaren Tand, für welchen sie sich verkauft, von Allem, was sie an diesen unseligen Handel erinnerte.

Auf ihr vergangenes Leben blickte sie mit unaussprechlichem Entsetzen zurück. Die Briefe, welche man in dem Pulte ihres Gatten gefunden, hatten Sir Nugent Eversheds Vermuthungen bestätigt, denn sie lieferten den unwiderleglichen Beweis, daß Thomas Lobyer in dem Augenblick, wo das Verderben ihn ereilte, beschäftigt gewesen war, Indicien in Bezug auf angebliche Untreue seines Weibes zu sammeln, und daß er mit Racheplänen umging, um dem Feinde seines Knabenalters und der Frau, welcher er überdrüssig geworden, gleichzeitig den Untergang zu bereiten.

Es war daher kaum zu verwundern, wenn Florence froh war, von Pevenshall und Allem, was mit ihrem Eheleben zusammenhing, hinwegzukommen. Sie

hielt sich stets in einem der abgelegeneren Zimmer des Hauses ihrer Tante auf und empfing Niemanden als Lady Cecily, welche sehr bald Nachricht von dem Unglück ihrer Freundin erhalten und nun herbeikam, um sie zu besuchen, obschon sie in Folge der langwierigen Krankheit, während welcher Mr. O'Boyneville sie so geduldig gepflegt, noch sehr bleich und angegriffen war.

Die beiden Frauen umarmten einander zärtlich. Einige Minuten lang saß Cecily schweigend da und hielt Florence's schlanke, schwarzgekleidete Gestalt mit ihren Armen umschlossen. Dann sprachen sie ein wenig in leisem, gedämpftem Tone von dem furchtbaren Ereigniß, in dessen Folge Florence dieses unheimliche schwarze Gewand trug.

„Du mußt mit Laurence und mir nach Chudleigh Combe kommen," sagte Cecily nach einer Weile. „Mein Gatte hat das liebe alte Haus, worin ich meine Kindheit verlebt, gekauft, Florence. Eben der Abschluß dieses Kaufs war es, was ihn damals von Pevenshall hinwegführte. O Florence, ich kann Dir gar nicht sagen, wie gut er gegen mich gewesen ist. Nie werde ich wagen, Dir zu erzählen, wie unwürdig ich seiner Güte gewesen bin. Jetzt aber sind wir sehr glücklich, ja, Gott sei Dank, jetzt sind wir vollständig glücklich. Er pflegte mich während meiner langen Krankheit, und oft, wenn ich nicht schlafen konnte, sah ich ihn

in der Stille der Nacht bei mir wachen, während ich doch zu kraftlos war, um zu sprechen, um ihm zu sagen, daß ich seiner Güte mir bewußt war. In diesen langen Nachtwachen lernte ich ihn verstehen, und jetzt, glaube ich, giebt es nichts in der Welt, was sich zwischen uns stellen könnte."

Dies war Alles, was Cecily in Bezug auf sich selbst sagte. Sie blieb einige Stunden bei ihrer alten Freundin, und im Laufe ihrer Conversation stellte sich heraus, daß Major Gordon mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Forschern in einer Mission, bei welcher es eben so viel Gefahren zu bestehen gab, als auf irgend einem Schlachtfeld zu finden sind, nach Spanisch-Amerika gegangen war.

Florence nahm die Einladung ihrer Freundin an und verlebte einige Wochen in dem alten, von Waldungen umgebenen Schlosse, in welchem man das ferne Rauschen des Oceans vernahm.

Sie blieb bei Cecily, bis sie nach den „Fountains" gerufen ward, wo ihre Stiefmutter sie mit einer ruhigen Zärtlichkeit empfing, die unendlich beschwichtigend war, und wo ihr Vater eben Hoffnung zu fassen begann, daß er noch die Freude erleben würde, seine Andromeda zu malen.

„Ich bin auf Alles gefaßt," sagte er, indem er sich nach seiner Gattin herumwendete, deren Antlitz von einem schöneren Lächeln verklärt ward, als selbst

sein Pinsel je auf der Leinwand hervorgezaubert, „denn in Georgina habe ich etwas Besseres gefunden, als irdisches Augenlicht ist. Ich bin als der arme blinde Sclave meiner Delila so glücklich gewesen, daß ich, wenn ich meine Sehkraft wiedergewinne, beinahe etwas zu verlieren fürchte.“

In dieser schönen friedlichen Häuslichkeit, wo sie sich nur von edeln und angenehmen Bildern umgeben sah, ward es Florence leicht, die Vergangenheit zu vergessen. Zuweilen, wenn sie vor dem Spiegel weilte und die hervorquellenden, blonden Flechten unter der Wittwenhaube barg, erwachte in ihr ein Gedanke an Sir Nugent Eversheb.

„Ich war schwach genug, zu glauben, daß er mich wirklich liebe, und daß er, wenn ich frei gewesen wäre, sich mir zu Füßen geworfen hätte,“ dachte sie erröthend. „Obschon ich aber seit nun beinahe einem Jahre Wittwe bin, so ist er mir doch noch nie zu nahe gekommen und hat eben so wenig das mindeste Interesse an meinem Schicksal zu erkennen gegeben. Ohne Zweifel fand er es sehr amüsant, mit der leichtsinnigen Herrin von Pevenshall Place zu liebeln; um aber die Wittwe eines bankerotten Baumwollenspinners zu heirathen, dazu ist er doch zu klug. Ich beginne zu glauben, daß es in der ganzen Welt nur einen Einzigen giebt, der mich je wahrhaft geliebt hat.“

Dieser Einzige ist ein Mann, welcher als Landschaftsmaler in der Achtung der Kunstwelt immer höher steigt. Dann und wann Sonntags Abends findet er sich in den „Fountains“ ein und scheint allemal vorzugsweise gern die stille Ecke aufzusuchen, wo Florence in ihrem Wittwengewande sitzt.

Wenn diese düstere Tracht ihr zufällig sehr gut steht, so kann doch die junge Wittwe nichts dafür, denn der Zauber, den sie jetzt ausübt, hat seinen Entstehungsgrund nicht etwa in Coquetterie des Benehmens, sondern mehr in einem gedankenvollen Ernst, welcher ihr seit dem verhängnißvollen Ende ihres Ehestandes eigenthümlich geworden.

Sie ist so jung und so schön, daß Niemand, der sie ansieht, auch nur einen Augenblick bezweifeln kann, es müsse früher oder später die Stunde kommen, wo ein neues Leben für sie beginnen und eine schöne Zukunft sich gleich einer sonnenhellen Fernsicht auf einer von Philipp Foley's Landschaften vor ihren gedankenvollen Augen öffnen werde. Es giebt Leute, welche sogar zu prophezeien wagen, daß der Landschaftsmaler der Glückliche sein werde, um dessen willen diese unheimlichen schwarzen Draperien sich in weiße Brautgewänder verwandeln werden.

Mittlerweile hat das Leben in den „Fountains“ seinen stillen, ruhigen Fortgang. Nie war ein dienender Sclave gegen einen vergötterten Gebieter auf-

merksamer, als die elegante Georgina gegen ihren Gatten ist. Die Bronzestatuen, die Gemälde, die persischen Teppiche und die Angorakatzen sind von der Eremitage nach Mr. Crawford's Wohnung übergesiedelt und das kleine stille Asyl in der Nähe von Hydepark steht wieder zu dem mäßigen Zins von siebenhundert Pfund jährlich zu vermiethen.

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß Mrs. Champernowne's Bewunderer, als die Kunde von ihrer Verheirathung sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, vor Ueberraschung und Entrüstung fast außer sich geriethen. Die Zeit, welche allen irdischen Trauernden Trost und Resignation bringt, hat jedoch auch die Anbeter der Wittwe getröstet, und sie wallfahrten jetzt nach den „Fountains", wie sie früher nach der „Eremitage" wallfahrteten, um auf dem Altare der liebenswürdigsten Frau von London ihren Weihrauch zu opfern.

Die einzige Schattenseite in Mr. Crawford's zweitem Ehestand ist von nur kurzer Dauer gewesen, denn der Maler hat den Gebrauch seiner Augen zeitig genug wiedererlangt, um seine Tochter noch in ihrer Wittwenhaube zu sehen, und Zeit genug, um seine Andromeda zu beginnen, ehe der Erfolg seiner Dido von den wankelmüthigsten seiner Bewunderer vergessen worden.

Zu den Gästen, welche sich Sonntags Abends in den „Fountains" einzufinden pflegen, gehören in der Regel auch Mr. und Lady Cecily O'Boyneville. Der

Jurist hat sich den Weg in's Parlament gebahnt und man spricht davon, daß er Aussicht habe, in nicht ferner Zeit zum Lord Oberrichter ernannt zu werden. Seine Hausgötter hat er von Bloomsbury nach den sonnigeren Regionen in der Nähe der grünen Fernsichten von Kensington Gardens übergesiedelt, und Mrs. Mac Claverhouse sagt ihrer Nichte fortwährend, sie habe Grund, der Vorsehung dankbar zu sein, die ihr einen so guten Ehegatten und so schöne Einkünfte gegeben.

Cecily erlebte es, noch einmal Hector Gordon's Hochzeitskarten zu sehen, diesmal aber erweckt dieser Anblick keinen Schmerz in ihrem Gemüth. Sie reicht das kleine Couvert lächelnd ihrem Gatten und sagt:

„Ich freue mich, daß er sich wieder vermählt hat, und ich hoffe, daß er so glücklich werde, wie wir sind."

Der Jurist blickt von seiner Zeitung auf, um einige unverständliche Worte der Entgegnung zu murmeln, und fährt dann in seiner Lectüre weiter fort. Nach einer Weile schaut er jedoch mit strahlendem Gesicht wieder empor und ruft aus:

„Ich dachte mir gleich, daß Valentin mit seiner Vertheidigung in Sachen Peter contra Piper durchfallen würde. Diesen Proceß hätte ich in den Händen haben sollen; dann wäre es anders gekommen!"

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Georg's II., Bolingbroke und das Parlament entgegen. Der 3. Band führt Hogarth in seiner Blüthe vor, Hogarth, den feinen Kenner und Zeichner der englischen Gesellschaftszustände, welcher mit der Mythologie brach, um in streng moralisirender Weise im Geiste Pope's, Swift's neben den Dichtern und Schriftstellern auch als bildender Künstler seine Zeit, ihre Vorzüge und Laster weltgerichtlich darzustellen. Der Roman genügt somit nach allen Seiten; Sprache und Darstellung verleugnen den Dichter nicht, der die Kunst versteht, dem Leser Theilnahme für die Personen und Zustände, die er vor ihm werden läßt, einzuflößen und wie Wenige Cultur-Romane zu schreiben. Der Humor und die Satyre, die Hogarth auszeichnet, finden in dem Schriftsteller, welcher diesen Künstler der deutschen Lesewelt wieder vorgeführt, gleichfalls einen treuen Wiederhall.

Geheimnisse des Glückes.

Roman

von

Gustav vom See.

4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Der beliebte Schriftsteller giebt hier eine Erzählung aus dem bürgerlichen und Familienleben, nicht überladen, aber dennoch reich an Ereignissen und Verwickelungen, um den Leser von Anfang bis zu Ende in angenehmer Spannung und Erregung zu erhalten. Die auftretenden Personen sind naturwahr, durchweg gut gezeichnet und durchgeführt, so daß sie lebendig in Fleisch und Blut vor uns stehen; die Situationen mannigfaltig und gerade so geschaffen, um recht viele sociale und sittliche Fragen anzuregen. Die meisten geschilderten Charaktere sind Personen, für die man in der einen oder andern Beziehung alsbald lebhaftes Interesse gewinnt. Die Idee, welche in der Erzählung ausgeprägt wird, ist der Gegensatz zwischen den Ansichten und Idealen von Glück und dessen Realisirung im Leben; die beiden Haupthelden des

Romans werden vollkommen glücklich — mit den Hochzeiten schließt der Roman — aber Jeder erhält gerade in seiner Frau einigermaßen das Gegentheil von dem, was zu suchen er nach seinen Grundsätzen und Lebensanschauungen sich vorgenommen hatte. Die Erzählung spielt in der jüngsten Zeit bis in die „neue Aera" hinein.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2. Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß" unter den besten, deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß" gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Widerhall in den Tiefen des Menschenherzens. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S